Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 15 (2008)
Heft: 167

Rubrik: Kultur

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

DIE MORALISCHE SCHULD DES DICHTERKAPITÄNS

Vergangenen Dezember wäre der polnische Schriftsteller und Seemann Joseph Conrad 150 Jahre alt geworden. Sein Werk hat nicht nur viele Literaten, sondern auch namhafte Regisseure beeinflusst. Das Kinok, «Kultur im Bahnhof» und das Theater Parfin de Siècle zeigen in St.Gallen eine Conrad-Veranstaltungsreihe. von Ulrich Schmid

Thomas Mann lernte eigens Englisch, um ihn im Original lesen zu können, André Gide übersetzte die Erzählung «Typhoon» ins Französische: Der Romanautor Joseph Conrad (1857-1924) gehört als Dichter für Dichter zweifellos zum innersten Kern der modernen Literatur. Gleichwohl ist Conrad noch nicht jene Anerkennung zuteil geworden, die ihm gebührt. Conrad verfügt über ein scharfes Auge für multiple Identitäten, zerfallende Familienstrukturen und kulturelle Konflikte, seine Werke dokumentieren in ihrer eindringlichen Symbolik den Aufbruch der realistischen Literatur in die Moderne. Die vielen Facetten seines Schaffens haben zahlreiche Regisseure des modernen Kinos dazu angeregt, sich in Verfilmungen mit Conrad auseinanderzusetzen.

Vom Seemann zum Autor

Eigentlich wollte Joseph Conrad, der als Jozef Teodor Konrad Korzeniowski 1857 als Sohn einer polnischen Adelsfamilie im ukrainischen Berditschew zur Welt kam, gar nicht Schriftsteller werden. Seine Familiensituation war prekär: Der Vater hatte sich am polnischen Freiheitskampf gegen die russische Besatzungsmacht beteiligt und war deshalb 1863 in die nordrussische Stadt Wologda verbannt worden, wohin im seine Frau und sein Sohn begleiteten. Wenig später starben Conrads Eltern; er wuchs bei einem Onkel in Krakau auf. 1874 reiste Conrad nach Marseille, um als Seemann auf einem Handelsschiff anzuheuern. Allerdings verblassten die beruflichen Pläne angesichts der zahlreichen Verlockungen der Hafenstadt schnell: Conrad gab sich allen möglichen Vergnügungen hin, verstrickte sich in finanzielle Schwierigkeiten und beging sogar einen Selbstmordversuch. In den folgenden zwanzig Jahren segelte Conrad zunächst mit der französischen, später mit der britischen Handelsmarine um die ganze Welt: Er sah Afrika, Indien, Ostasien, Australien, den Südpazifik und Südamerika.

Trotz dieser intensiven Reisetätigkeit kam Conrads Karriere auf See nur mässig voran: Ein einziges Mal erhielt er als Kapitän das Kommando über ein Schiff; sonst übernahm er meistens eine Offiziersfunktion. 1894 liess sich Conrad, der mittlerweile britischer Staatsbürger geworden war, in England nieder und widmete sich ganz der Literatur. Auf den langen Reisen hatte Conrad vor allem durch seine ausgedehnte Lektüre Englisch gelernt – diese Besonderheit prägte sowohl seine schriftliche als auch seine mündliche Sprachkompetenz: Sein Stil war an den literarischen Klassikern geschult, gleichzeitig behielt er einen starken polnischen Akzent und sprach auch die stummen Endsilben aus.

Joseph Conrads enorme literarische Produktivität war nicht einfach Ausdruck eines genialischen Schaffensdrangs, sondern vor allem Resultat einer ökonomischen Zwangslage. 1896 heiratete Conrad und wurde Vater von zwei Söhnen. Er musste seine Familie ausschliesslich mit literarischer Arbeit ernähren. Sehr bald erzielte Conrad mit seinen Erzählungen beachtliche Erfolge: Die exquisite Mischung aus Spannung, Exotik und Dekadenz sprach eine breite Leserschicht an. Conrad selbst arbeitet hart an seinem Lebensziel: Er wollte zum wichtigsten englischsprachigen Romanautor seiner Generation avancieren. Noch kurz vor seinem Tod kommentierte er den Literaturnobelpreis für William Butler Yeats (1923) mit den Worten, dass dies in erster Linie eine Anerkennung für den neuen irischen Staat bedeute und seine eigenen Chancen auf die hohe Auszeichnung in den nächsten zwei Jahren nicht schmälere.

Coppolas Colonel Kurtz

Conrads berühmtestes Werk ist der Kurzroman «Heart of Darkness» (1899). Kapitän Marlow dringt mit seinem Boot immer weiter auf dem Flusslauf des Kongo vor, bis er auf den ebenso skrupellosen wie dämonischen Elfenbeinagenten Kurtz stösst, der eine eigentümliche Macht auf die Einheimischen ausübt. Die aussergewöhnliche Strahlkraft dieses Textes beruht auf der Tatsache, dass Conrad nicht nur eine Abenteuergeschichte erzählt, sondern eine Parabel auf das mit sich selbst nicht identische Ich entwirft. Bei der Lektüre wird deutlich, dass es sich hier um eine Expedition nicht nur in den afrikanischen Urwald, sondern auch in die Tiefen der menschlichen Psyche handelt. Letztlich erscheint auch der wahnsinnige Kurtz nur als verdrängte Bewusstseinspotenz des scheinbar vernünftig agierenden Marlow. 1979 drehte Francis Ford Coppola seinen Film «Apocalypse Now», der die Struktur von Conrads Vorlage aufnimmt, sie jedoch in den Kontext des Vietnamkriegs transponiert. Der Film endet in

einer Gewaltorgie: Zwei US-Offiziere werden Zeugen von Massakern; sie sind aber gleichzeitig als Opfer und als Täter in die blutigen Grausamkeiten eingebunden. Auch hier wird deutlich, dass der Reisende auf dem Mekongfluss, Captain Willard, im wahnsinnigen Colonel Kurtz sein Alter Ego, seine dämonische Schattenexistenz gefunden hat.

Hitchcocks Ladenbesitzer

Ähnliches gilt für den Roman «A Secret Agent» (1906). Wie um seinen Leser zu narren, veröffentlichte Conrad diesen Text mit dem ironischen Untertitel «A Simple Tale». Simpel ist hier – wie übrigens in allen Conrad-Texten – selbstverständlich nichts. Äusserlich folgt das Geschehen dem traditionellen Genre des Spionageromans: Ein kleinbürgerlicher Ladenbesitzer in London hat sich von einer fremden Macht anwerben lassen, um einen Terroranschlag auf die Sternwarte in Greenwich durchzuführen. Gleichzeitig leistet er aber auch für die englische Polizei Spitzeldienste. Der Auftraggeber wird zwar nie genannt. Es ist aber klar, dass es sich dabei um Russland handelt. Im Jahr zuvor hatte Conrad in einem geharnischten Artikel den Stab über das despotische Zarenreich gebrochen: «Ein aufmerksamer Blick auf die russische Literatur, die russische Kirche, die russische Verwaltung und die russischen Geistesströmungen muss im Urteil enden, dass das heutige Russland in keiner einzigen Frage, die die Zukunft der Menschheit betrifft, das Recht hat, seine Stimme zu erheben, weil Russland von allem Anfang an die brutale Zerstörung von Würde, Wahrheit, Aufrichtigkeit und allem, was in der menschlichen Natur wertvoll ist, zum handlungsbestimmenden Imperativ seines Daseins gemacht hat.»
Diese vernichtende Kritik spiegelt sich in der Handlung des Romans: Die Bombe explodiert vorzeitig und tötet einen Unschuldigen. Der Roman endet in einer allseitigen Katastrophe: Die Frau des Ladenbesitzers ersticht ihren ungeliebten Gatten und ertränkt sich später selbst. Der Spionageroman ist also bei Conrad nur die Oberfläche eines viel grundsätzlicheren Problems. Keine Identität ist stabil: Der biedere Ladenbesitzer ist sowohl Terrorist als auch Spion; die Ehefrau täuscht ihre Liebe nur vor, um den Lebensunterhalt für ihren Bruder sichern zu können. Alfred Hitchcock hat diesen Roman 1936 unter dem Titel «Sabotage» verfilmt, weil zufällig sein vorhergehender Film bereits «Secret Agent» hiess. Bezeichnend ist allerdings die Tatsache, dass Hitchcock die widersprüchliche Identität des Ladenbesitzers in seinem Film auf zwei Handlungsfiguren aufspaltet. Dadurch gewinnt die Handlung zwar an Spannung, gleichzeitig sinkt aber die psychologische Komplexität der Protagonisten.

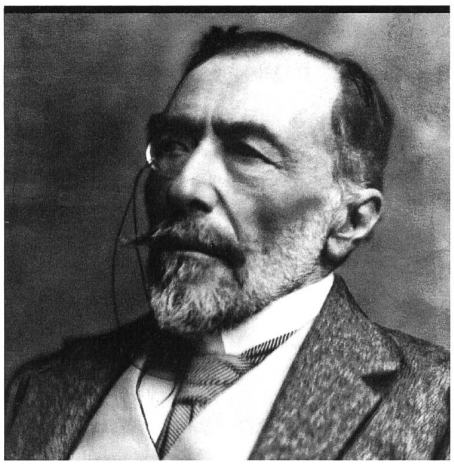
Bilder: pd.

Conrad wollte eigentlich nicht Schriftsteller werden.

Der wunde Punkt

Der wichtigste Widerspruch in Conrads eigener Seele betraf seine nationale Zugehörigkeit. In seiner Autobiographie von 1912 hatte er festgehalten, dass er nichts mit der slavischen Welt gemein hätte: «Nichts ist mir fremder als was in der literarischen Welt Slavismus genannt wird. Das polnische Gemüt verfügt über eine Tradition von Selbstbeherrschung, eine ritterliche Sicht auf moralische Disziplin und eine übersteigerte Rücksicht auf individuelle Rechte, ganz zu schweigen von der wichtigen Tatsache, dass die ganze polnische Mentalität westlichen Ursprungs ist und von italienischen und französischen Einflüssen geprägt ist.» Solche Beteuerungen müssen vor dem Hintergrund von Anfeindungen aus Polen gelesen werden, das ja bis 1918 über keinen eigenen Staat verfügte und zwischen Deutschland, Österreich und Russland aufgeteilt war. Im Jahr 1899 hatte die polnische Schriftstellerin Eliza Orzeszkowa einen scharfen Artikel mit dem Titel «Die Emigration des Talents» veröffentlicht, in dem sie Joseph Conrad in scharfen Worten angriff und ihm vorwarf, sein mögliches Engagement als polnischer Autor dem persönlichen Erfolg in der englischsprachigen Weltliteratur geopfert zu haben.
Damit hatte Eliza Orzeszkowa Conrads wunden Punkt getroffen. Der Vaterlandsverrat war gerade vor dem Hintergrund der romantischen Familientradition der Korzeniowskis ein schwerwiegender Vorwurf, den auch Conrad selbst in einigen Werken auf prominente Weise gestaltet hatte. Den vielleicht deutlichsten Beleg bietet der Roman «Lord Jim» (1900). Der Matrose Jim versucht in rastlosen Reisen durch die ganze Welt seiner Schuld zu entkommen: Er war von einem vermeintlich sinkenden Schiff in ein Rettungsboot gesprungen und hatte 800 Mekkapilger ihrem Schicksal überlassen. «Lord Jim» kann durchaus als Parabel auf Conrads eigene Situation gelesen werden. Das Pilgerschiff heisst im Roman «Patna» – wenn man das n als Zusammenzug von r und i liest, ergibt sich der Name «Patria». Möglicherweise kodierte Conrad in diesem Motiv seine eigene Flucht aus Polen, das «noch nicht verloren» war – so formuliert es die polnische Nationalhymne bis heute. Conrads Leistung bestand aber darin, dass er seine moralische Schuld künstlerisch produktiv verarbeitete und ein literarisches Werk von dauernder Gültigkeit schuf.

Ulrich Schmid, 1965, ist Professor für Kultur und Gesellschaft Russlands an der Universität St.Gallen.



ST.GALLEN FEIERT JOSEPH CONRAD.

Im April und Mai zeigen das Kinok, «Kultur im Bahnhof» und das Theater Parfin de Siécle Veranstaltungen zum Schaffen des polnischen Schriftstellers Joseph Conrad. Die Reihe beginnt mit der Premiere von Conrads Stück «Nur noch ein Tag» am Parfin de Siècle, auf Deutsch übersetzt vom St.Galler Fred Kurer und Heiko Sterch. Das Duo hat ebenfalls die Conrad-Bühnencollage «Lesen Sie den Ozean» geschaffen, die «Kultur am Bahnhof» zeigen wird, neben einer Ausstellung mit dem Titel «Joseph Conrad. Zwischen Land und Meer – zum 150. Geburtstag des Schriftstellers». Das Kinok schliesslich bietet im April und Mai fünf Filme, die von Werken Conrads beeinflusst worden sind. Dozierende der Universität St.Gallen stellen diese jeweils in einer kulturhistorischen Einführung vor. **(sab)**

Parfin de Siècle St.Gallen. Nur noch ein Tag von Joseph Conrad. Deutsch von Heiko Sterch und Fred Kurer. Inszenierung: Arnim Halter. Premiere: Samstag, 12. April, 20 Uhr. Mi 16., Sa 19., So 20., Mi 23., Fr 25., Sa 26., So 27., Di 29., Mi 30. April, jeweils 20 Uhr, sonntags 17.30 Uhr.

Kinok St.Gallen. Donnerstag, 24. April: Patrice Chéreau: Gabrielle (2005), basiert auf «The Return». Einführung: Dr. Christoph Henning. Donnerstag, 1. Mai: Ridley Scott: The Duellists (1977), basiert auf «The Duel». Einführung: Isabelle Vonlanthen. Donnerstag, 8. Mai: Roman Polanski: Cul de sac (1966), basiert auf «Victory». Einführung: Prof. Dr. Ulrich Schmid. Mittwoch, 14. Mai: Francis Ford Coppola: Apocalypse Now (1979), basiert auf «Heart of Darkness». Einführung Prof. Dr. Alan Robinson. Donnerstag, 22. Mai: Alfred Hitchcock: Sabotage (1936), basiert auf «The Secret Agent». Einführung: Dr. Scott Loren. Die Filme werden jeweils am Sonntag ohne Einführung wiederholt. Mehr Infos: www.kinok.ch

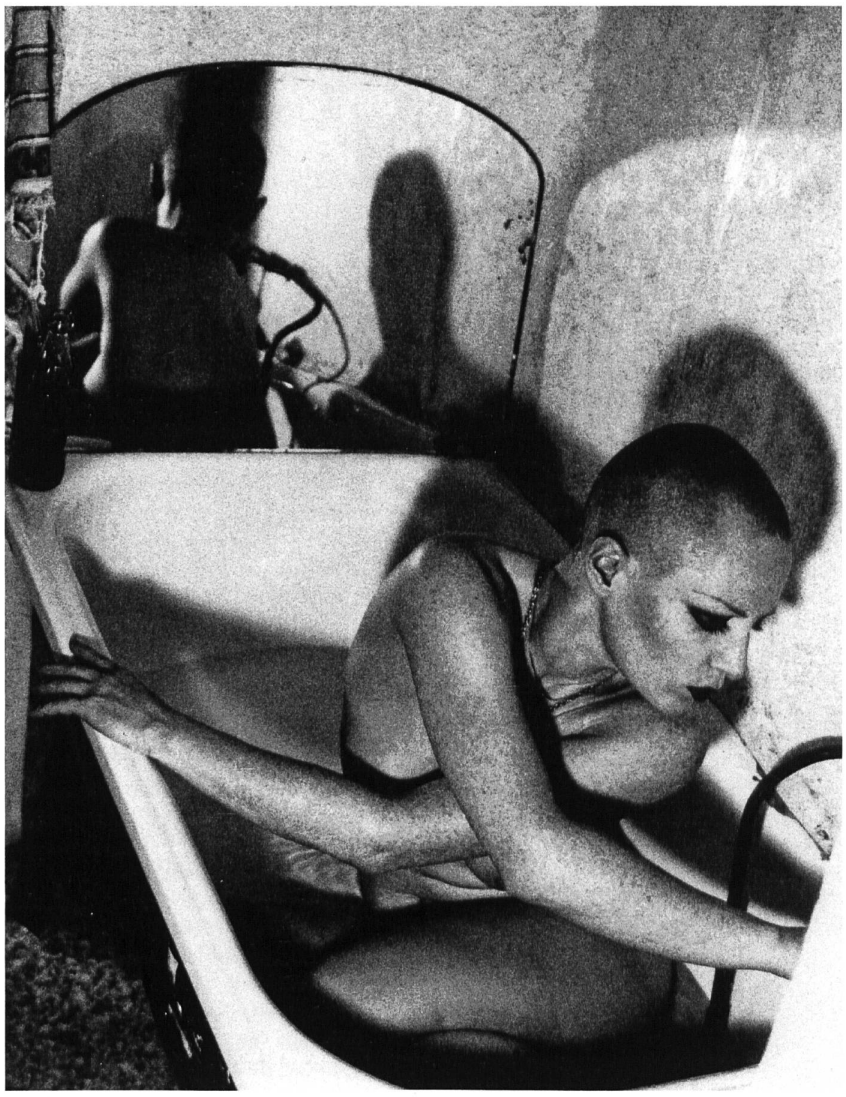
Kultur im Bahnhof, Klubschule Migros St.Gallen. Ausstellung «Joseph Conrad. Zwischen Land und Meer – zum 150. Geburtstag des Schriftstellers», 19. April bis 12. Mai. Vernissage mit Kurzlesung, Musik, Apéro: Samstag, 19. April, 17 Uhr. Bühnencollage «Lesen Sie den Ozean», über den Kapitän und Dichter Joseph Conrad mit Fred Kurer und Heiko Sterch: Dienstag, 22. April, und Mittwoch, 7. Mai, jeweils 20 Uhr.

Kirchgemeindesaal Teufen. Bühnencollage «Lesen Sie den Ozean», über den Kapitän und Dichter Joseph Conrad mit Fred Kurer und Heiko Sterch: Dienstag, 15. April, 20 Uhr.

INTIME WECHSELSPIELE

Manon rüttelte in den siebziger Jahren an gutbürgerlichen Werten. Nun widmet das Helmhaus Zürich der gebürtigen St.Gallerin und Pionierin der Installations-, Performance- und Fotokunst eine grosse Retrospektive.

von Georg Gatsas



Zwei Fotografien aus der Serie: La dame au crâne rasé (1977/1978). Bild: pd.

Eine zwölfeckige, schwarzgestrichene Holzkonstruktion gibt in ihrem verspiegelten Inneren den intimsten Wohnbereich einer mysteriösen Abwesenden preis. Ein ungemachtes Bett präsentiert sich inmitten eines mit obsessiver Präzision angeordneten Sammelsuriums von symbolhaft aufgeladenen Gegenständen. Schminkutensilien, Puderquasten, Marabu-Federn, Muscheln, Perlenketten, zahllose Schwarz-Weiss-Fotografien, immense Stierhörner, rote phallusartige Korallen, halb verfaulte Früchte, ein mit Schmerzmitteln überfülltes Tablett. «Das Lachsfarbene Boudoir», das nun originalgetreu im Helmhaus nachgebaut ist, wurde erstmals 1974 in der Zürcher Galerie Li Tobler ausgestellt und gilt als Manons künstlerischer Auftakt. Die Ausstellung blieb nicht ohne Echo, gewährte sie doch dem gutbürgerlichen Publikum tiefere Einblicke weiblicher Intimität als ihm lieb war. In ihrer ersten Raum-Installation zeigten sich bereits zwei Grundkonstanten in Manons Werk: das permanente Wechselspiel von Sich-Zeigen und Verhüllen und die Verwebung von Kunst und privater Lebenswelt. Denn bei Manon überlagern Realität und Fiktion einander, alles ist eines, alles bildet den Mythos «Manon».

Raubtier in Latexanzug

In Ablehnung ihres St.Galler Elternhauses (mit bürgerlichem Namen hiess sie Rosmarie Küng, ihr Vater war ein prominenter Wirtschaftsprofessor) und als Überlebensreflex, um Inneres und Äusseres zusammenzubringen, erschuf sie bereits 1966 eine schützende, starke Figur. Fortan agierte sie unter ihrem Künstlernamen und schuf sich damit eine Bühne, auf der unendlich viele Alter Egos in Form von Performances, Installationen, Fotografien und Künstlerbüchern Gestalt annehmen konnten. Zugleich ist die Figur «Manon» das komplexeste Werk innerhalb ihres Oeuvre, denn sie ist sowohl Schafferin als auch Protagonistin ihrer Werke. Auf den fotografischen Serien – zu erwähnen wären die in schwarz-weiss gehaltenen «La dame au crâne rasé» (1977/78) und «Ball der Einsamkeiten» (1980) – ist sie die einzige Akteurin; die direkte Interaktion mit dem Betrachter wird ausgespart. Stattdessen schlüpft sie in unzählige Rollen und untersucht dabei das Verhältnis zwischen den weiblichen Identitäten innerhalb des Patriarchats. Manon ist in Trenchcoat und Lederhandschuhen, in androgyner Pose und mit schräg aufgesetzter Schirmmütze, mit kahl rasiertem Kopf eine Zigarette rauchend, in Lack- und Ledermontur mit üppigem Dékolleté oder auch als

verbrauchte Alkoholikerin, als Lolita, gestresste Hausmutter oder schwangere Latzhosen-Trägerin zu sehen. Ihr ungeschminktes Gesicht, das Verletzlichste und Scheueste, bleibt dem Betrachter aber stets verborgen. Die perfekt inszenierten Fotografien überzeugen heute mehr denn je mit ihrer Bildgewalt, zeigen aber auch auf, dass Manons Leben und gesellschaftliche Aspekte in starker Verbindung zu einem persönlichen symbolischen Bezugsystem stehen.
«Das Ende der Lola Montez», Manons erste performative Arbeit von 1975 und nun als Installation im Helmhaus erneut zu sehen, hebt ihr Werk auf eine weitere Ebene. In schwarzem, hautengen Latex-Kleid in einen eisernen Käfig gesperrt, zeigte sie sich dem Publikum als wäre sie ein gefährliches Raubtier, doch war sie es, die die Blicke der Zuschauer bändigte und fixierte. Die Bedingungen des Ausgestelltseins sowie des Kräfteverhältnisses von Akteurin und Betrachter werden in Frage gestellt.

Vorzeige-Feministin

Wie wichtig ihre Arbeit im Kontext der Zeit- und Kunstgeschichte ist, wie Manon bis heute gegenwärtigen künstlerischen Haltungen zuvorgekommen ist, lässt sich im Rückblickgut erkennen. Zeitgleich wie der New Yorker Robert Mapplethorpe schaffte sie es in den siebziger Jahren, eine versinnlichte Lack- und Leder-Ästhetik in renommierte Kunsthäuser einzubinden. Die Erschaffung unzähliger Alter Egos und das Spiel mit den Boulevard-Blättern wurde damals nur von dem Briten Genesis P-Orridge und seiner Truppe Throbbing Gristle verwendet, die gekonnt gesellschaftliche Rollen in Frage stellten und mit der «Prostitution»-Ausstellung im ICA in London Entsetzen auslösten. Neben Patti Smith oder Linder zählen sie momentan junge New Yorker Künstlerinnen wie Lizzi Bougatsos oder Rita Ackerman zu den grössten Einflüssen ihres eigenen Schaffens. Ausstellungen radikaler feministischer Kunst des vergangenen Jahrhunderts hatten im vergangenen Jahr in den Staaten Einzug in Kunstinstitutionen wie dem Museum Of Contemporary Art in Los Angeles («Wack! Art of the Feminist Revolution») oder dem Brooklyn Museum («Feminist Art»). Auch das Kunstmuseum St.Gallen lädt im Juni zur «Ladies Only»-Ausstellung und zeigt Manons «Das Damenzimmer», eine Hommage an ihre persönlichen Heldinnen.

Helmhaus Zürich. Bis 20. April, Di-So 10-18, Do 10-20 Uhr.
Kunstmuseum St.Gallen. 28. Juni bis 9. November.
Mehr Infos: www.kunstmuseumsg.ch

SCHAUFENSTER

BÖSER JÄGER.

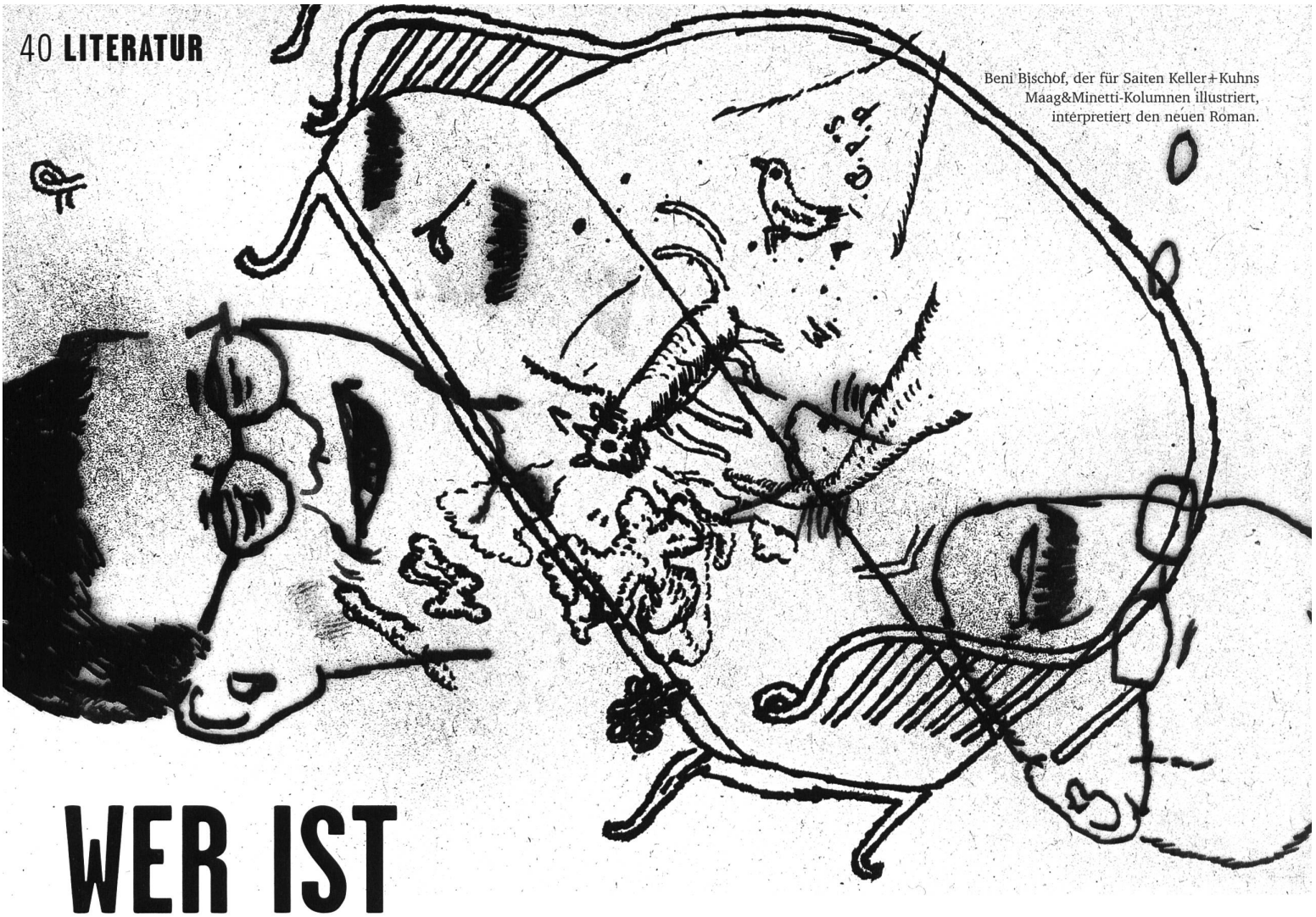
Fuchs du hast die Gans gestohlen /
gib sie wieder her, gib sie wieder her /
sonst wird dich der Jäger holen
mit dem Schiessgewehr /
sonst wird dich der Jäger holen
mit dem Schiessgewehr.

Der Jäger mit dem Schiessgewehr ist ein Faultier. Nichts da, von wegen den Fuchs holen, wie es im Kinderlied heisst. Der lahme Jäger klettert nämlich goretexbekleidet die Leiter zu seinem Hochsitz rauf, stellt seine Präzisionsflinte auf und wartet, bis das böse Tier über die Lichtung trabt, und dann: paff! Also mehr hinterrückser Heckenschütze als etwas anderes. Immerhin darf er ohne schlechtes Gewissen auf Baumhütten rumlungern. Der amerikanische Künstler Mark Dion jagte selber und hat darum ein differenzierteres Bild über die Männer und Fauen mit den grünen Filzhüten. Er kennt den Widerspruch, «dass die Jäger als Gruppe einerseits sehr natursensibel sind und hohes Naturwissen zeigen, andererseits diesem Naturbezug dadurch Ausdruck geben, dass sie Tiere töten». In seiner Ausstellung «Concerning Hunting» stellt er sechs grosse Hochsitze in den Kunstraum Dornbirn. Innen sind sie fiktiv eingerichtet, die Ausstellungsbesucherinnen und -besucher können die Häuschen mit dem komplexen Interieur betreten und sollen mit den historisch komplexen Haltungen und Praktiken rund um die Jagdtradition konfrontiert werden. **(js)**
Kunstraum Dornbirn. 4. April bis 1. Juni. Eröffnung: 3. April, 20 Uhr. Öffnungszeiten: Di-So, 10-18 Uhr.
Mehr Infos: www.kunstraumdornbirn.at

LIEBER FUCHS.

Lueged nid ume, dä Fuchs goht ume ...

Füchse klauen keine Gänse mehr. Mittlerweile streunen sie am Oberen Graben, unter dem Signerbrunnen oder in Zürich am Limmatquai herum und stecken ihre Nasen in Abfallkübel. Geschätzte tausend ausgewachsene Stadtfüchse gehen zum Beispiel in Zürich ume. Das Nahrungsangebot in der Stadt ist breit, und es gibt viele Unterschlüpfe. Der Rotfuchs ist in der Stadt, und er ist aus dem Siedlungsgebiet nicht mehr wegzudenken. Frech schauen sie einen nächtens an, kreuzt man ihren Weg und trotten nach dem kurzen Blickwechsel meistens ziemlich gelangweilt von dannen. Das Zoologische Museum der Universität Zürich lancierte im Jahr 2005 eine Ausstellung über die Stadtfüchse. Die Ausstellung soll zu folgenden Fragen Antworten geben: Wie schafft es es ein eins scheues Wildtier, sich in der Stadt zurechzufinden? Wovon ernähren sie sich? Wo übernachten sie? Welche Krankheiten können sie verbreiten? Und so weiter. Da der Fuchs nicht mehr aus der Stadt vertrieben werden kann, sollen in der Ausstellung auch Wissen und Tipps für einen konfliktfreien Umgang mit den neuen Stadtbewohner vermittelt werden. Also und überhaupt: Ausstellung besuchen und nachts durch die Stadt sträunen und Augen auf, so ein ausgewachesner Stadtfuchs ist nämlich ein richtiger Prachtskerl. **(js)**
Naturmuseum St.Gallen. 12. April bis 19. Oktober. Öffnungszeiten: Di-So, 10-17 Uhr. Mi 10-20 Uhr. Mehr Infos: www.naturmuseumsg.ch



Beni Bischof, der für Saiten Keller+Kuhns Maag&Minetti-Kolumnen illustriert, interpretiert den neuen Roman.

WER IST IGOR KULTI?

Die St.Galler Autoren Christoph Keller und Heinrich Kuhn haben im Zürcher Limmatverlag soeben ihren dritten gemeinsamen Roman veröffentlicht: «Der Stand der letzten Dinge». Die Detektivgeschichte spielt mit den Klischees des Genres und bewegt sich gekonnt an der Grenze zwischen Realität und Fiktion.

von Andrea Gerster

Auch die Hauptfiguren im neuen Buch von Christoph Keller und Heinrich Kuhn schreiben gemeinsam einen Roman. Sie heissen Kurt Prinz und Harry Delgado. Gemeinsam ist den beiden Autorenduos ausserdem die Affinität zu St.Gallen und dass sie vor einigen Jahren einen Faxroman geschrieben haben. Der entscheidende Unterschied: Keller+Kuhn sind Realität, Prinz&Delgado sind Fiktion. Und damit ist das Verwirrspiel eröffnet.

Die Romanfigur meldet sich

Ein Vorabdruck des Romans «Julias Nachlass» von Prinz&Delgado erscheint in einer Zeitschrift. Daraufhin meldet sich Igor Kulti bei Kurt Prinz, mit der Empfehlung, den Roman nicht zu schreiben: «Andernfalls werden Sie in geeigneter Form wieder von mir hören.» Igor Kulti ist nicht irgendwer, sondern eine Figur aus dem neuen Roman und voraussichtlich der Mörder von Julia Bodmer Kulti. Prinz befürchtet, Delgado habe in Igor Kulti eine reale Person eingeschmuggelt. Oder ist es ein Namensvetter, der sich betupft fühlt? Ein Kritiker, der mitschreiben will? Ein Verrückter? Agentin Annie Herbst hat einen Abgabetermin für das Manuskript gesetzt. Hat sie den Spinner auf Prinz&Delgado gehetzt, damit die vorwärts machen? Wie auch immer. Die Idee, dass sich eine Figur bei den Autoren meldet, könnte man auf jeden Fall im aktuellen Roman verwenden.

Kurt Prinz trägt Gilet, ist leicht übergewichtig, von seiner Freundin Vera vor einem Jahr verlassen worden und kennt sämtliche Schreib-Verzögerungsstrategien. Harry Delgado hat eine junge Freundin namens Graziella, die einen Blumenladen führt. Prinz&Delgado trinken und essen gern und viel. Keller+Kuhn scheint es wichtig zu sein, dass die Leserinnen und Leser detailliert erfahren, was die beiden essen und trinken. Und wenn Prinz und Delgado über den Literaturbetrieb diskutieren, können ihre Seitenhiebe eins zu eins auf den realen Literaturbetrieb übernommen werden. Vorausgesetzt, man kennt sich aus.

Tote Katze mit Rose

Dann geschieht ein Mord. Alma wird tot aufgefunden, eine Rose auf dem Bauch. Alma war Delgados geliebte Katze. Es folgt ein Bekenner-Anruf von Igor Kulti. Er stellt sich als allwissende Hauptfigur heraus, die eigentlich in den nächsten Kapiteln infolge Todes das Personalensemble hätte verlassen müssen. Langsam mutieren Prinz&Delgado zu Detektiven, nicht zu intelligenten, aber diese Eigenschaft geht ihnen auch als Autoren ab. Vielleicht sind Schriftsteller immer auch Detektive. Jedenfalls wird alles, was ihnen widerfährt, zuerst auf die literarische Verwertbarkeit überprüft.

Die beiden sind oft zur falschen Zeit am richtigen Ort oder umgekehrt. Eine Verfolgungsjagd mit Auto im Bündnerland fehlt nicht, inklusive Unfall von Prinz und einer neuen Liebe namens Bojana. Andere Figuren betreten die Bühne, eine davon ist Charlie Strässle, ein früherer Schulkollege Delgados und heute Polizist. Er steht den beiden Autoren mit kriminalistischem Rat bei, nimmt aber zuweilen die Züge eines Lektors an, ist belesen und drückt sich sehr gewählt aus.

Aus Kulti wird Flick

Zwei Schritte vor, einen zurück. Die Situation

MAAG&MINETTI, PRINZ&DELGADO, KELLER+KUHN.

Christoph Keller (St.Gallen/New York) und Heinrich Kuhn (St.Gallen/Paris) arbeiten seit den frühen neunziger Jahren zusammen. Bisher haben sie den Krimi «Unterm Strich» (1994) und den ersten europäischen Faxroman «Die blauen Wunder» (1997) vorgelegt. «Der Stand der letzten Dinge» ist der dritte Keller+Kuhn-Roman. Die Paarbildung hat es dem Autorenduo besonders angetan. In der neu erschienenen Detektivgeschichte steht das (ebenfalls gemeinsam schreibende) Duo Prinz&Delgado im Mittelpunkt. Bereits bekannt ist Keller+Kuhns Stadtflanierer-Duo Maag&Minetti. Deren Erlebnisse erscheinen seit einem Jahr in loser Folge auch im Ostschweizer Kulturmagazin Saiten. **(sab)**

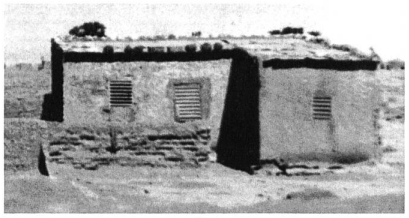
Keller+Kuhn. Der Stand der letzten Dinge.
Limmatverlag, Zürich 2008.

Palace St.Gallen. Keller+Kuhn lesen aus ihrem neuen Roman.
Donnerstag, 8. Mai, 20 Uhr.

bleibt verworren. Prinz stellt bezüglich Igor Kulti fest: «Wir laufen plötzlich in seinem Roman herum, der zudem die äusserst unangenehme Eigenschaft hat, dass er real ist.» Plötzlich macht Kulti ein Friedensangebot und lädt die beiden Autoren nach Bregenz zum Essen ein. Dort angekommen sehen sie ihn zum ersten Mal. Delgado rastet aus und prügelt auf Kulti ein. Dieser verzeiht, sie essen und trinken zusammen, und er bietet ihnen viel Geld, wenn sie das Buch nicht schreiben. Kulti bleibt unheimlich. Er weiss immer zuviel und immer den letzten Stand der Dinge.
Die Autoren nehmen das Geld, halten sich jedoch nicht an die Bedingungen. Sie schreiben weiter und machen aus Igor Kulti einfach Boris Flick, der Julia im Bodensee ertrinken lässt. Nun lernt Graziella, die Freundin von Harry Delgado, tatsächlich einen Boris kennen. Die Merkwürdigkeiten nehmen erneut ihren Lauf. Igor Kulti treibt sein Unwesen weiter. Er nimmt immer mehr vom Leben des Autorenduos, ihren Gefühlen, ihren Träumen in Beschlag. Er schreibt sogar für sie.
Über Hinweise, wer Igor Kulti tatsächlich ist, lassen einen Keller+Kuhn schon früh und gekonnt stolpern. Ausserdem bedienen sie sich hemmungslos der Klischees des Genres Detektivgeschichte. Die Figuren wie auch Prinz&Delgado sind eindimensional – vorsätzlich natürlich. Der neue Roman von Keller+Kuhn ist zuweilen etwas platt, wenn man kein Maloney-Fan ist. Immer aber unterhaltsam.

LITERATOUR

mit Florian Vetsch

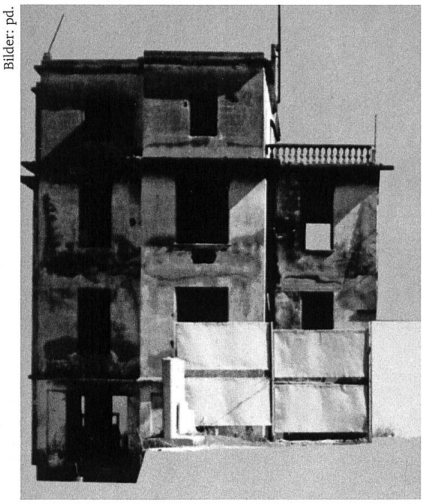


KEINE ETHNO-SCHWÄRMEREI.

David Signers Afrika-Roman «Keine Chance in Mori» eignet sich nicht für Ethno-Schwärmer. Signer, der viele Jahre in Afrika gelebt und mit «Die Ökonomie der Hexerei oder Warum es in Afrika keine Wolkenkratzer gibt» (Wuppertal 2004) ein faszinierendes Buch über den Fetisch-Kult geschrieben hat, erzählt keine romantische Geschichte. Die Story von Serge, der sich auf der Suche nach seinem verschollenen Freund Maximilian, einem Sprössling der finanzstarken Zürcher Bourgeoisie, im unwegsamen Mori verliert, ist auch eine Hommage an den Raum, den der US-amerikanische Exilautor Paul Bowles (1910-99) literarisch erschlossen hat. Nicht umsonst tauchen dessen Bücher explizit in Signers Roman auf. Gerade der Identitätsverlust, den Serge in der Fremde Zug um Zug durchläuft, erinnert an die Geschichten und Romane von Paul Bowles. Doch im Unterschied zu diesen, so viel sei hier noch verraten, endet Signers Roman mit einem vage angedeuteten Hoffnungsschimmer.

David Signer. Keine Chance in Mori.
Salis Verlag, Zürich 2007.

Bilder: pd.



SO WHAT.

Aus der jüngeren Schweizer Literatur sei auf Johanna Liers wunderschönen Gedichtband «‹so what› in englischer sprache ich denke ‹so what›» hingewiesen. Transkulturelle Poesie auf der Höhe der Zeit, ein Fliessen der Verse für den Körper, die Haut, den Frieden.

Johanna Lier. «so what» in englischer sprache ich denke «so what». Mit Bildern von Ursula Bachmann sowie einem Klappentext von Astrid Schleinitz und Hans Lukas Weyermann. Babylon Verlag, Zürich/Bagdad 2007. (Zu bestellen beim Schweizerisch-Arabischen Kulturzentrum in Zürich)

UNVERSCHÄMT VERSCHÄMT.

Werner Buchers Liebesgedichte versammelt ein neuer Band der Waldgut Lektur Reihe: «Du mit deinem leisen Lächeln». Für Werner Bucher, so schreibt Beat Brechbühl in seinem Vorwort, ist «ein Gedicht kein Rätsel in Sachen Kunst und Selbstgefälligkeit, sondern ein klares (wenn auch vielleicht verschlungenes, mehrfach verknüpftes) Gebilde aus nachvollziehbaren Gedanken und Erlebtem, angereichert mit Sinnlichkeit, Erotik und fröhlichem, oder eben wütendem, Lebenswillen.» Bucher, der im August seinen siebzigsten Geburtstag feiert, schreibt eine authentische, frische Poesie, die sich auch grossen Vorbildern – darunter Hölderlin, Baudelaire, Ferlinghetti – auf eine lockere, aber keineswegs unverbindliche Art nähert, menschlich subtil, dichterisch unter Dichtern wandelnd, unverschämt verschämt. Und seine Verehrung des Lebendigen ist gross und ehrlich.

Wonder of you, ein Traum

All die Männer, die du berührt hast,
deren Hände deine streiften, die
so schön, so tapfer, so durchlebt von Güte
& voller Geschmeidigkeit sind, ich
kenn keine Eifersucht, kein Begehren, will
nicht deinen Leib, deine Seele, du
bist der Mensch, den es nur einmal gibt, du
schenkst ein Lachen, auf das so mancher
über Jahre hin gewartet hat, in
Krankenhäusern, Pflegeasylen, Folter-
stationen & Auffanglagern, wir
sind
von einer Sekunde zur nächsten
ins Geheiligte gestürzt, ohne es zu wissen. Das
Meer das Land die Tiere, sie
leben, wir leben, &
wenn wir uns umarmen
auf einem Bett breiter als der Amazonas, dann
stoppt nicht nur die Uhr an deinem, an meinem
Arm, es gibt auch keinen Film, der
darüber berichtet, allein
wir werden die Gnade erfahren, die
unsere vom Beton niedergewalzte Welt durchlöchert
& alle Einfaltspinsel & alle Meer-
süchtigen überwindet. Hab keine Angst,
du bist das Leben, &
ich, ich zeig es dir.

5. April 1989

Angesichts einer solchen Liebeserfahrung, meint Bucher andernorts, würde «selbst die verkommene, von Zwingli / im Verein mit Bänkern / und Zünftern / zur Geldgier / und Wachstum verdammte Stadt / wieder aufheulen vor Glück». In diesen Versen spiegelt sich das tiefe Misstrauen, das der schöpferische Waldschrat von der Rütegg gegenüber der Zivilisation immer wieder in Anschlag bringt. Dass die Funken sprühen und die Augen blitzen!

Werner Bucher. Du mit deinem leisen Lächeln / Gedichte. Waldgut Verlag, Frauenfeld 2007.

5796, SIE HABEN BESUCH!

Fremdgehen im Familienwagen, Karaoke im Todestrakt, und der Regisseur sitzt hinter der Überwachungskamera: Der Koreaner Kim Ki-duk huldigt auch in in seinem neuen Film «Breath» einem von Obsession geleiteten Beziehungsmodell. von David Wegmüller

Wenn es asiatische Filme hierzulande ins Kino schaffen, sind darin selten Zuversicht und Lebensfreude anzutreffen. Nicht dass es den betreffenden Filmemachern an Humor mangelte. Doch ein gewisser (Beziehungs-)Pessimismus ist offenbar Bedingung, um sich nachhaltig im Portefeuille der Verleiher festzusetzen.

Dieses ungeschriebene Gesetz gilt in hohem Mass auch für den koreanischen Regisseur Kim Ki-duk. Der heute 48-Jährige, der mit beängstigender Kadenz neue Filme dreht (14 in den letzten zehn Jahren), zelebriert die zwischenmenschlichen Abgründe wie kaum ein anderer. Schuld und Sühne, Eifersucht und Gewalt gepaart mit Leidenschaft sind dabei seine Spezialgebiete. Dies ist auch in «Breath», seinem jüngsten Film, nicht anders.

Man ödet sich an

Die Töpferin Yeon (Ji-a Park) lebt mit ihrem Mann (Jung-woo Ha) in einem Designerhaus am Rande von Seoul. Die tägliche Routine und die Erziehung der gemeinsamen Tochter schlagen auf ihre Beziehung. Man schweigt und ödet sich an. Und weil die Kommunikation gestört ist, findet anderswo eine Kompensation statt. Mann vergnügt sich in fremden Betten – oder vielleicht auch gleich im geräumigen Familienwagen, wo eines Tages ein corpus delicti in Form einer Brosche liegen bleibt.

Die Gewissheit, von ihrem Gatten betrogen zu werden, bringt endlich auch Yeon zum Handeln. Seit Tagen schon verfolgt sie am Fernseher die Geschichte des Mörders Jin Jang (Chang Chen), der im Gefängnis Hansung im Todestrakt sitzt und verzweifelt versucht sich umzubringen. «Wir hoffen, die Hinrichtung durch den Staat werde seinem nächsten Selbstmordversuch zuvorkommen», kommentiert die Sensationsreporterin zynisch. Yeon aber will den Todgeweihten unbedingt noch kennenlernen. In einem Anflug von Trotz und Unvernunft fährt sie zum Gefängnis und gibt vor, seine Ex-Freundin zu sein. Tatsächlich

Es herbstelt im Gefängnis: Yeon (Ki-a Park) hat die Besucherzelle dekoriert und macht sich nun am Häftling Jin Jang (Chang Chen) zu schaffen. Bild: pd.

bekommt sie ein Treffen mit dem Häftling zugesprochen.

Gedicht vom Tod

Nun kann der Film im Film beginnen und Kim Ki-duk seinen Hang zur übersteuerten Symbolik ausleben. «5796, sie haben Besuch!» – damit hatte Jin Jang nicht mehr gerechnet. Noch weniger natürlich mit einer hübschen jungen Frau, die für ihn das Besucherzimmer tapeziert, damit er – optisch und akustisch – nochmals alle vier Jahreszeiten durchleben kann. Dass er selber wegen einer Halsverletzung nicht sprechen kann, fällt nicht ins Gewicht. Yeon übernimmt das, erzählt ihm von Azaleenbäumen und vom Nasswerden im Frühlingsregen. Oder, beim zweiten Besuch und nach einer grotesken Karaoke-Nummer, von ihrer eigenen Todessehnsucht.
Yeon, so stellt sich heraus, war als Kind schon einmal fünf Minuten klinisch tot. Ein Erlebnis, das sie für Jin Jang Revue passieren lässt und das – die stärkste Szene des Films – in ein orgiastisches Gedicht kulminiert: «Alles, was ich sehe, ist gelb / Ich bin nicht da / Ich wurde zum Vogel / Ich wurde zum Wind / Ich kann mich von Weitem sehen / Es gibt tausende von mir! / Warte! / Es wird bald vorbei sein.»

Regisseur als Voyeur

«Breath» ist durch und durch «pneumatisches Kino» (Der Spiegel). Das sterile und bis ins letzte Detail gestylte Wohnhaus Yeons – man beachte den Wecker mit Kamillensujet – wirkt nicht minder vakuumisierend als der luftleere Raum der Todeszelle. In jedem Moment, so scheint es, könnte den Protagonisten der Lebensatem ausgehen. Dass dies erst nach 84 Minuten geschieht, dafür sorgt der Regisseur höchstpersönlich. Als gesichtsloser Voyeur sitzt er hinter der Überwachungskamera des Gefängnisses, parkiert seine Füsse auf dem Tisch und zögert mit einem Gong den unvermeidlichen Gang der Dinge hinaus. Ein dramaturgischer Eingriff, der auch deshalb erfrischt, weil der übrige Plot etwas gar kopflastig ist.
«Das Verhältnis zwischen Mann und Frau ist immer eine Art Prostitution», sagt Kim Ki-duk. Diesem kranken und von Obsession geleiteten Beziehungsmodell huldigt auch «Breath» – wenn auch für einmal der Mann die Hure ist. Stilsicher inszeniert und mit subtiler Poesie versehen, atmet der Film vor allem dank grossartigen Schauspielern und genau richtig getimter Musik. Zum Schneemannbauen die koreanische Version von Adamos «Tombe la neige» laufen zu lassen. Das hat Klasse.

«Breath» läuft im April im Kinok.
Genaue Spieldaten siehe Kalender.

KLAPPE

THE YEAR MY PARENTS WENT ON VACATION.

Brasilien im Sommer 1970. Seit 1964 herrscht die unerbittliche Militärdiktatur unter Castelo Branco. Gleichzeitig freut sich das ganze Land auf die Fussball-WM in Mexiko, wo die Ballartisten rund um Superstar Pelé endlich ihren dritten Titel holen sollen. Auch der 12-jährige Mauro hat in erster Linie Fussball im Kopf: Wenn er nicht gerade selbst spielt, beschäftigt er sich mit Tischfussball oder seinem liebevoll gepflegten Panini-Album. Kurz vor Beginn der WM verreisen Mauros Eltern überstürzt und hinterlassen Mauro bei seinem Grossvater in São Paulo. Sie erklären, dass sie «in Urlaub» fahren und versprechen, rechtzeitig zur WM wieder zurück zu sein. In Wirklichkeit sind sie Regimegegner und als solche zur Flucht gezwungen. Wie das Schicksal so spielt, ist Mauros Grossvater just an diesem Tag an einem Herzinfarkt gestorben – und die Eltern sind schon weg. Ganz allein in der ungewohnten Nachbarschaft lernt Mauro den alten Juden Schlomo kennen, der sich eher widerwillig um den vereinsamten Jungen kümmert. Leichtfüssig und verspielt, nicht zuletzt dank der fröhlichen Mischung aus Klezmer- und Samba-Rhythmen, erzählt der brasilianische Film von einem Sommer der Veränderung, einer ungewöhnlichen Freundschaft und der vielleicht schönsten WM aller Zeiten. **(sm)**

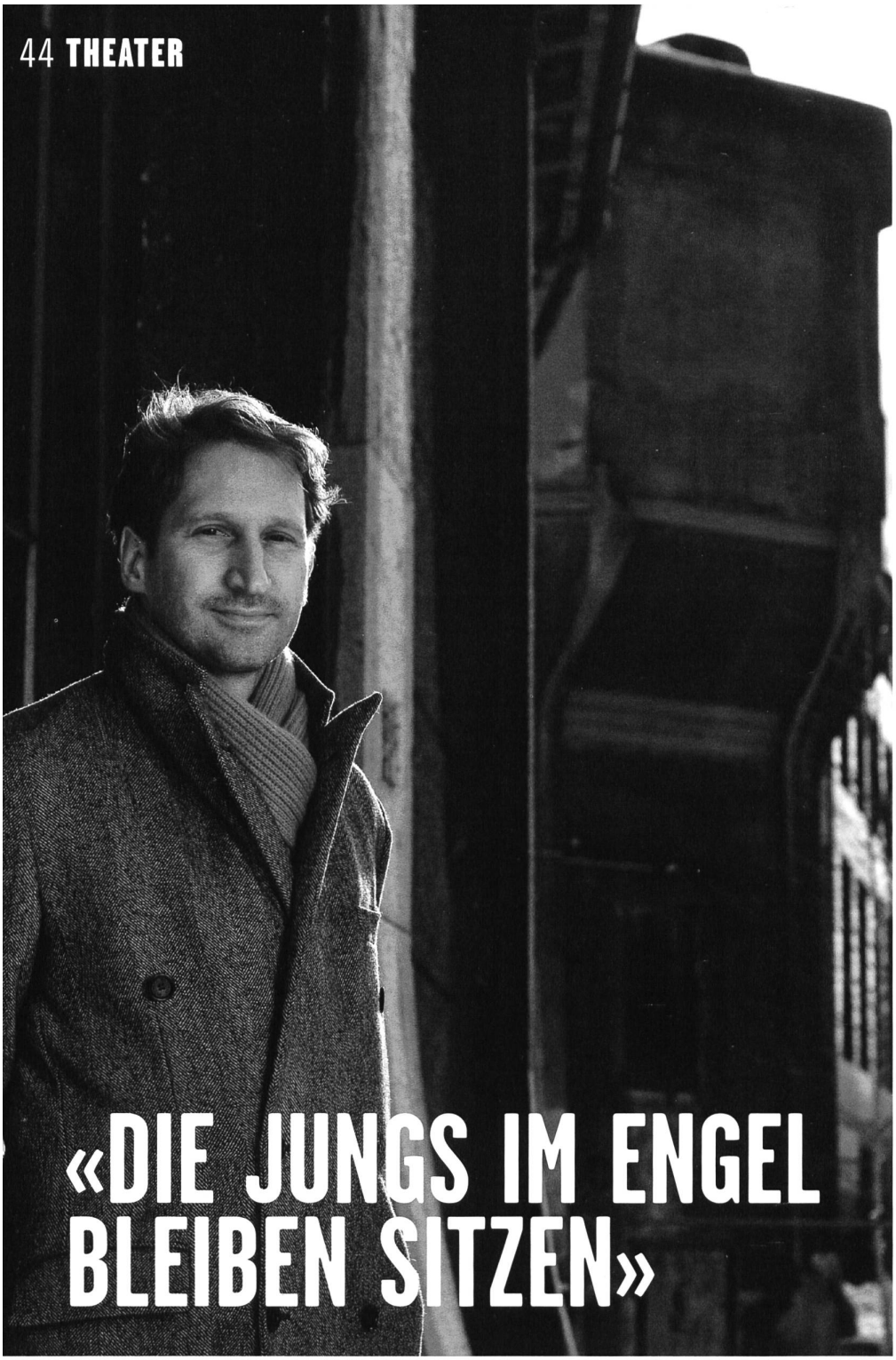
UN SECRET.

Als Einzelkind hat es Philippe nicht leicht. Schmächtig ist er, nicht der talentierte, kräftige Sohn, den seine Eltern – beide begeisterte Sportler – gern hätten. Auch der grosse Bruder, den er sich in seinen Tagträumen herbei phantasiert, kann nicht helfen: Kein Stolz, nur Enttäuschung liegt im Blick des Vaters. Philippe ist 15, als ihm Louise, eine enge Freundin der Familie, ein lang gehütetes Geheimnis enthüllt. Die Grimberts sind Juden. Und sie haben das Leben im besetzten Paris keineswegs so unbeschadet überstanden, wie sie ihren Sohn glauben machen wollen. Plötzlich wird Philippe an eine von allen verdrängte Vergangenheit herangeführt. In kunstvoller Verschränkung der Zeitebenen rollt der bekannte französische Regisseur Claude Miller eine Familiengeschichte auf, die François' Kindheitserinnerungen elegant mit Bildern der Gegenwart und den tragischen Ereignissen aus dem Zweiten Weltkrieg verflechtet. «Un secret» erzählt keines der üblichen Nazi-Opfer-Dramen, sondern die subtile Geschichte einer Frau, die ihr Schicksal und das ihres Söhnchens selbst dann noch selber bestimmte, als es längst besiegelt schien. Der Film führte in Frankreich wochenlang die Charts an und erhielt eine begeisterte Presse. **(sm)**

PURE COOLNESS.

In seinem viel gelobten Erstling «Saratan» zeigte Ernest Abdyjaparov seine Heimat Kirgisistan im Wandel und hatte dabei manch Augenzwinkern übrig für Alltagssituationen. Heiter ist der Ton auch in seinem neusten Werk «Pure Coolness», in dem er eine uralte und fragwürdige Tradition ironisiert, die in den entlegenen Dörfern und prächtigen Berglandschaften Zentralasiens immer noch praktiziert wird: die Entführung der Braut. Asema kommt aus der Stadt, Murat vom Land – beide wollen heiraten und fahren in Murats kleines Heimatdörfchen. Zunächst findet Asema Gefallen an den dörflichen Sitten und Bräuchen. Bis sie Murat beim Liebesspiel mit ihrer Rivalin beobachtet. Auf dem Weg zurück in die Stadt wird Asema das Opfer einer Brautentführung. «Pure Coolness» erinnert an Emir Kusturicas surreale Filme. Die Folklore ist überzeichnet, absurde Momente lockern die ernste Thematik auf. Es ist die falsche Braut, die da entführt wird, und eine Städterin findet bei einem Schafhirten ganz unerwartet ihr Glück. Überwältigend die Landschaft in ihrer menschenleeren Weite, in die sich Asema schliesslich verliebt. Und nebenbei erfahren wir viel vom Leben in Kirgisistan heute und von den kleinen Träumen, die es prägt. **(sm)**

Alle Filme laufen im April im **Kinok St.Gallen.** Genaue Spieldaten siehe Kalender.



Will das Theater neuen Ästhetiken öffnen: Schauspieldirektor Tim Kramer vor der Lokremise.
Bild: Florian Bachmann

«DIE JUNGS IM ENGEL BLEIBEN SITZEN»

Mit der Inszenierung des Schulbuchklassikers «Homo faber» in der Lokremise hält Tim Kramer das Experimentelle bewusst noch in Schranken. Der St.Galler Schauspieldirektor macht sich nach knapp einem Jahr im Amt Gedanken über die Festgefahrenheit des Publikums. von Flori Gugger

Saiten: Vor Ihrem Antritt als Schauspieldirektor träumten sie von der Lokremise als «Labor für Experimente». Jetzt inszenieren Sie hier den Schulbuchklassiker schlechthin, Max Frischs «Homo faber». Inwiefern ist dies ein Experiment?

Tim Kramer: Der Gedanke, dass es sich um einen Schulbuchklassiker handelt, stand bei der Planung nicht im Vordergrund. Da sich der Umbau wieder verschiebt, finden wir es wichtig, die Lokremise bis zur Eröffnung, hoffentlich im September 2010, weiterhin als Ort für Kunst, insbesondere für Theater, im Bewusstsein des Publikums zu halten. Zu diesem Zeitpunkt macht es mehr Sinn, einen Stoff zu inszenieren, dessen Titel zwar bekannt ist, den man aber nicht unbedingt auf der Theaterbühne erwartet. Das Verständnis für ungewöhnliche Umsetzungen in dieser Art von Theaterraum soll sich beim Publikum verankern.

Also liegt das Experimentelle weniger im Stoff als in der Umsetzung?

Absolut. Der Blickwinkel – die Frage, wie ich auf etwas schaue und dass es dabei mehrere Wahrheiten oder auch gar keine gibt – ist ein zentrales Element bei Max Frisch. Diesen Punkt wollen wir weiter treiben. Ein Kernthema des deutschsprachigen Theaters der letzten Jahre ist die Frage, wie weit ein Schauspieler mit der Figur verschmilzt. Oder ob er sagt: «Moment, ich als Schauspieler kann diese Figur ja gar nicht sein.» Wir hoffen, dass bei unserer Umsetzung neue Figuren entstehen, die sich mit den Figuren im Roman nur teilweise decken. Dadurch wollen wir einen neuen Blick auf den Klassiker werfen.

Was planen Sie sonst noch in der Zeit bis zum Lokremise-Umbau?

Wir versuchen, den Raum so oft als möglich zu nutzen. Ein Jahr wird sie wegen Umbauarbeiten ganz ausfallen. Die Lokremise hat für die ganze Region eine enorme Ausstrahlungskraft.

Der immer wieder verschobene Umbau ist auch ein Grund, weshalb Philipp Egli, der Leiter der Tanzkompanie, St.Gallen vorzeitig verlässt.

Dem Theater fehlt es an Aufführungsräumen. Mit dieser Realität müssen wir umgehen. Wenn man wie Philipp Egli lange Zeit nach Räumen suchen muss, ist das zehrend. Ich kann es verstehen.

Mit «Die Plantage» und «Wir im Finale» stehen zwei Stücke auf dem Spielplan des grossen Hauses, die auch in die Lokremise gepasst hätten. Ist das Risiko aufgegangen?

Zu «Plantage» haben wir sehr positive Rückmeldungen von jungen Leuten erhalten. Das war der Sinn der Sache. Bei «Wir im Finale» haben wir einen ausgesprochen warmen Premierenapplaus erhalten, wie ich es schon lange nicht mehr erlebt habe. Darüber habe ich mich sehr gefreut. In St.Gallen habe ich aber eine Situation vorgefunden, mit der wir nicht wirklich umzugehen wissen: Es gibt eine gewisse Schicht, die sich gern über die Situation am Theater auslässt, aber keine Vorstellung besucht, um zu prüfen, ob sich etwas geändert hat. Ein bisschen provokant formuliert: Ich habe das Gefühl, es ist unterdessen im Restaurant Engel angekommen, dass wir versuchen, uns neuen Ästhetiken zu öffnen. Nur bleiben die Jungs dort sitzen. Und bedauern, dass sie nicht mehr über das Theater meckern können.

Wie holen Sie diese Leute?

Das ist die Frage! Der Mensch hat schnell festgefahrene Meinungen. Mir geht das genauso. Ich wünsche mir, dass da noch Schranken fallen. Denn unser Angebot ist breit gefächert, auch was zeitgenössische Dramatik betrifft. Im Studio zeigen wir jetzt zum Beispiel das Kammerspiel «Fluchtburg» des Berner Dramatikers Gerhard Meister.

Ihr Vorgänger hat Autorentage für zeitgenössische Dramatik initiiert. Wird die Reihe fortgesetzt?
Ja, wir werden diese Schiene weiterverfolgen. Und das Gewinnerstück des Publikumspreises wird auf jeden Fall inszeniert. Ein Problem der zeitgenössischen Dramatik ist ja oft die mangelhafte Umsetzung. Da versuchen wir, etwas zu verändern.

Sie haben sich vor Ihrem Antritt für eine thematische Verankerung des Theaters in der Region ausgesprochen. Nach knapp einem Jahr in St.Gallen: Was interessiert die Leute hier?
Wir suchen auch für die nächste Spielzeit nach Inhalten, die die Bevölkerung einer mittleren Stadt am Rande der Alpen interessieren könnten. Beispielsweise ist die politische Diskussionskultur in St.Gallen anders als gesamtschweizerisch. Die Oppositionen verwischen mehr. Ein anderes Thema ist Kunst und Kultur. Ich schätze an St.Gallen sehr, dass es eine reflektierte, eher kritische, aber doch sehr neugierige Auseinandersetzung mit Kunst und Kultur gibt. Das Schwierige dabei: Die Begeisterungsfähigkeit ist ein bisschen schaumgebremst. «Ja, aber ...» ist vielleicht eine Redewendung, die ganz gut zur Stadt passt.

SCHWEIZER LITERATUR AM THEATER ST.GALLEN

Das festgefahrene Weltbild des Denkers Walter Faber gerät in Max Frischs 1957 erschienen Roman «Homo Faber» durch eine Verkettung von Zufällen ins Wanken. Er will nicht erkennen, dass die junge Sabeth, mit der er eine Liaison eingegangen ist, seine Tochter ist. Als Sabeth nach einem Schlangenbiss stirbt, nimmt die Tragödie ihren Lauf. Die Zuspitzung der Ereignisse bis zur Katastrophe erinnert an griechische Tragödien. «Homo Faber» wird denn auch als «Schicksalsstragödie von antiken Ausmass» bezeichnet. Der Roman scheint damit wie gemacht für die Bühne. Nach Stefan Puchers kontrovers diskutierter Umsetzung am Schauspielhaus Zürich (2004) inszeniert Tim Kramer den Schweizer Klassiker jetzt in der Lokremise.
«Fluchtburg» von Gerhard Meister (geb. 1967 im Emmental) wurde im letzten Jahr am Wiener Burgtheater erfolgreich uraufgeführt und ist jetzt in Kooperation mit dem Zürcher Theater an der Winkelwiese erstmals in der Schweiz zu sehen. Die junge Churer Regisseurin Barbara-David Brüesch inszeniert das Zweipersonenstück im Studio des Theaters. **(flo)**

Theater St.Gallen. Homo Faber: Do 10. (Premiere), Sa 12., So 20., Di 22., So 27., Di 29. April. Weitere Aufführungen im Mai. Fluchtburg: Mi 2., Di 15., Mi 16. April. Mehr Infos: www.theatersg.ch

VERGESSENE ILSE SCHNEIDER-LENGYEL.

Die Schriftstellerin, Ethnologin und Fotografin Ilse Schneider-Lengyel ist 1903 als Tochter einer wohlhabenden Münchner Familie im Allgäu geboren und gehört zu denjenigen Frauen, die Anfang des 20. Jahrhunderts in die «Moderne» aufgebrochen sind. In den dreissiger Jahren kam sie im Exil in Paris mit den Surrealisten in Kontakt. Sie verfasste surrealistische Gedichte, arbeitete als Literaturkritikerin, schrieb Essays in mehreren Literaturzeitschriften und einen Roman. In ihrem Haus in Füssen am Bannwaldsee fand das erste Treffen der Gruppe 47 statt. Mit ihren eigenen Kunstvorstellungen fand Ilse Schneider-Lengyel in der damaligen Männerwelt jedoch wenig Platz. Sie blieb eine Aussenseiterin. 1968 wurde Ilse Schneider-Lengyel verwahrlost und verwirrt in Konstanz aufgegriffen und in die Psychiatrie Reichenau eingeliefert, wo sie vier Jahre später starb. Eine Gesamtwürdigung ihres Werkes steht bis heute aus. Das «Theater Projekt», eine lose Gruppe von Theater-, Tanz- und Musikschaffenden um die Konstanzer Regisseurin Luise Hinterberger, bietet in ihrer

Bilder: pd.

neusten Produktion eine Spurensuche nach Ilse Schneider-Langyel an: eine multimediale, auf mehrere Räume verteilte Installation mit Schauspiel, Tanz und Musik. **Katharina Hofer**
Zentrum für Psychiatrie Reichenau. Premiere: Freitag, 25. April, 20 Uhr. Sa 26., So 27. April 19.30 Uhr. Vorverkauf: Zentrum für Psychiatrie Reichenau oder Buchladen «Zur Schwarzen Geiss» Konstanz. **Ehemaliges EPA-Gebäude Kreuzlingen.** Ecke Hauptstrasse/Parkstrasse. Mi 2., Do 3. Mai, 20 Uhr. Vorverkauf: Radio Hartmann Kreuzlingen.

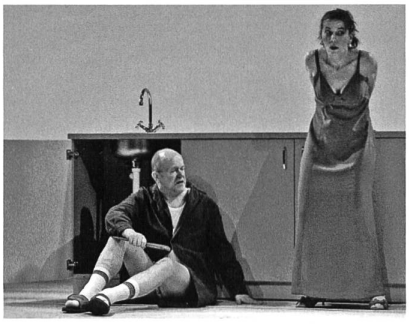
BEDROHLICHE MICHÈLE NOIRET.

Die belgische Tänzerin und Choreografin Michèle Noiret liebt knisterndes Ambiente vor dunklem Hintergrund. In ihrem Stück «Les Arpenteurs» (Die Landvermesser), das im April in Bregenz Österreichpremiere feiert, zeigt sie einen choreografierten Thriller. Die Figuren sind im Labyrinth einer imaginären Stadt bedrohlichen Begegnungen ausgesetzt. Die Wege der einen beeinflussen die Wege der anderen. «Les Arpenteurs» rennen und fliehen, sie schlagen und lieben sich. Die Tänzerinnen und Tänzer eignen sich städtischen Raum an und bringen Verborgenes zum Vorschein. Michèle Noiret erzählt in ihrer Choreo-

grafie keine Geschichte, sie braucht keine Protagonisten oder deutlichen Handlungsstränge. Sie orientiert sich an einem Hauptmotiv. Dieses ist der Mangel an Erkenntnis und die Suche nach Klarheit über die eigene Existenz. – «Les Arpenteurs» ist ein Gemeinschaftsprojekt mit «Les Percussions de Strasbourg». Die von François Paris komponierte Musik offenbart eine facettenreiche Klangwelt. Tanz und Musik verschmelzen, treten in einen Dialog und stimulieren sich gegenseitig. **Katharina Hofer**
Festspielhaus Bregenz. Tanzfestival «Bregenzer Frühling». Samstag, 12. April, 20 Uhr. Mehr Infos: www.bregenzerfruehling.at

KOMISCHE ANJA HILLING.

Bis hin zum letzten Detail war alles geplant. Dann kommt ein Päckchen aus Australien und der Selbstmord findet doch nicht statt. Kann



ein klingelnder Postbote das Leben verändern? Die Berliner Theaterautorin Anja Hilling, geboren 1975, zeigt in ihrem Stück Momentaufnahmen des alltäglichen Wahnsinns – traurig, ernüchternd, komisch: eben ganz normal. Ihre Figuren schweben lebensmüde, schräg und selbstironisch durchs Leben. «Mein junges idiotisches Herz» ist Hillings zweites Stück, uraufgeführt 2005. Vom «Theater Heute» zur besten Nachwuchsautorin gewählt, sagt man ihr nach, dass sie schreiben kann, wie Menschen sprechen. Und Anja Hilling hat, was selten ist: Humor. **Katharina Hofer**
Theater am Kornmarkt Bregenz. Di 1., Sa 5., So 6., Do 10. April, 20 Uhr. Mehr Infos: www.landestheater.org

NOCH GENUG KRAFT FÜR IDEALISMUS

Thee Silver Mount Zion Memorial Orchestra & Tra-La-La Band spielen im April in der Grabenhalle. Das kanadische Kollektiv bezieht sich auf mittelalterliche Gesänge und beschwört grosse Gefühle. von Anna Frei

An einem warmen Maiabend im Jahr 2006 hielten zwei junge Frauen in der zweitvordersten Reihe des beinahe vollen Konzertraums der Boa Luzern fast befremdend hingebungsvoll die Arme in die Höhe. Die Körper nach hinten geneigt, die Handflächen in Richtung der berauschenden Sounds. Auf der Bühne sieben Leute: sieben Stimmen, zwei Violinen, zwei Gitarren, Cello, Kontrabass, Mandoline, Schlagzeug. Das gefesselte Publikum schien sich anderthalb Stunden kaum zu rühren. Unheimlich, diese von «Thee Silver Mount Zion Memorial Orchestra & Tra-La-La Band» erzeugte Einigkeit.

Das aus «Godspeed You! Black Emperor» hervorgegangene Kollektiv hat sich dem Do-it-yourself-Prinzip verschrieben und betreibt nebst Silver Mount, mehreren Nebenprojekten und Gastmusikauftritten das Label «Constellation Records». Mit dem Ziel der Selbstverwaltung und der daraus resultierenden Verweigerung von vorgegebenen Strukturen im Musikzirkus. Doch scheint den Musikerinnen und Musikern stets die Klarheit geschenkt, das Netz der eigenen Widersprüche zu erkennen. «Das ganze System ist so nahe dran, an seinen eigenen Widersprüchen zu kollabieren. Es gibt alle Arten von Manifestationen. Man kann nicht mehr funktionieren ohne Zeuge und Teilnehmer dieser Manifestationen zu sein», so der jüdisch-stämmige Silver-Mount-Sänger Efrim Menuck in einem Gespräch mit dem britischen Magazin «Sick Amongst the Pure». An diese ökonomischen Verhältnisse müssen sich auch Constellation Records zu einem gewissen Grad anpassen. Paradoxa überall, doch trotzdem keine Spur von Resignation oder Angst vor politischer Haltung. Mit schwarz-poetischen Worten wird wacker Kritik geübt an der kanadischen und amerikanischen Aussenpolitik, an Medienindustrie und Überwachungswahn, der eigenen Willenlosigkeit. Es werden Bomben von Neins ins Ich gedonnert.

Meditativ subversiv

Im frühen 19. Jahrhundert entwickelte sich hauptsächlich im Süden Amerikas eine neue Form von christlichem Chorgesang, Sacred Harp, die heilige Harfe. Diese Technik gründet im Gegensatz zur herkömmlichen Chormusik auf vier Stimmen, die durch die Symbole Fa, So, La und Mi dargestellt werden. Die Sängerinnen und Sänger bilden in vier Reihen ein Quadrat, das «Hollow Square». Die genannten vier Silben bilden die Grundlage, um sich in die Melodie einzusingen, bevor mit dem Text eingesetzt wird. Die Intension des Gesanges wird mit Hilfe rhythmischen Hebens und Senkens eines Armes unterstützt. Ziel dieser archaisch anmutenden Methode ist es nicht, akademisch richtig zu singen. Es geht vielmehr darum, sich frei, laut und losgelöst dem spirituellen Gesang, dem so genannten «Raw Power» hinzugeben, was Ende des 19. Jahrhunderts von der so genannten «Better Music»-Bewegung als minderwertig und nicht ernst zu nehmend betrachtet worden ist.

«Wir bezeichnen uns nicht als religiöse Band. Doch findet man in der Kirchenmusik wie auch im Psychedelic-Rock der sechziger Jahre diesen interessanten meditativen Zustand. Sacred-Harp-Gesang ist eine interessante Alternative zur abendländischen Harmonielehre, zum Singen innerhalb des Quintenzirkels. Obwohl es nie ganz harmonisch klingt, ist es das.» So Menuck in einem Interview mit der «manchestermusic»-Website. Alswohl sich Menuck klar von der heutigen israelischen Politik distanziert, zeigt er sich von einigen Befreiungsbotschaften und Elementen des Judentums beeinflusst, welche das Anliegen haben, sich gegen soziale Ungerechtigkeiten auszusprechen. Er erkennt in diesen codierten Geschichten über Kriege zwischen Landherren und Königen und den darunter leidenden Bauern klar subverives Potential. «Diese Geschichten kann man manchmal als wahrlich politisch-radikale Botschaften entschlüsseln.»

No Copyright!

Mit dem plakativen Statement «1 million died to make this sound» wird, nach einigen kurzen Instrumentalsplittern, in eindringlich rauem Chorgesang das neue Album der Tra-La-La Band «13 Blues for Thirteen Moons» eingeläutet. Die durchkomponierten und doch immer wieder brüchigen Hymnen transportieren dieses grosse hoffnungsvolle Gefühl von Machtlosigkeit. «We go too slow – ignore! We go too slow – hurray!» Hin und her, vom Ich zu allem, von stillem Wehklagen bis hin zu überwältigenden Lärmattacken. Alles verschmilzt zu einem grossen melancholischen Manifestklumpen, genug Kraft noch für Idealismus, genug jung noch, um ihn dem Zynismus ins Gesicht zu spucken. «There's ones that are liars and ones that don't know!» Und immer wieder das Wissen drum, je grösser und verworrener die Mechanismen des Systems und seine Auswüchse werden, umso kleiner muss man handeln. Daraus ergibt sich einmal mehr der Versuch des Kollektivs, der Aufbau regionaler Infrastruktur. Die Absicht, in kleinen Hallen zu spielen, um wenigstens zu versuchen, die Hierarchie von Publikum und Band zu schmälern, und diejenige innerhalb der Band sowieso. Im situationistischen Sinne gar, keine Copyright-Verweise auf die CDs zu drucken. Nehmt nur, nehmt die Verantwortung, sie ist gratis! Ian Ilavsky, Gitarrist: «Ich denke, gute politische Kunst hat die Fähigkeit, lokale Erfahrungen zu universalisieren.»

So wird der Pathos, die grosse Geste, bewusst eingesetzt, um damit letzten Endes das Gegenteil zu verkünden. Apropos: Dies war das einzige Konzert, wo am nächsten Morgen mein Körper geschmerzt hat, ohne getanzt zu haben. Es wird hier nichts idealisiert: Fucking Halleluja!

Grabenhalle St.Gallen. 23. April, 21 Uhr.
Mehr Infos: www.grabenhalle.ch

FORWARD

22 PISTEPIRKKO

FINNENBLUES UND PROVINZGEFLÜSTER.

Im amerikanischen Minnesota haben die Käffer Namen wie Brettspiele: Halma, Frost, Biwabik, Bock, Hackensack und Hanska. Und wunderlichherzige Tiere wie das Dreizehnstreifenziesel wohnen im nördlichen Bundesstaat. Da passt eine Band, die **A Whisper In The Noise** heisst wie der Wind zum Maisfeld. Aus dem 440-Seelen-Nest kommen AWITN oder zumindest der Frontmann der dreiköpfigen Stammformation: West Thorston. Seine Stimme klagt noch ein bisschen dünner als jene von Radiohead Thom Yorke, zerbrechlicher, tja, flüsternd halt. Low kommen einen in den Sinn. Hintenrum lüfteln düstere Meldodien. Wunderschöne Musik, die einen grauen St.Galler Sonntagnachmittag noch deprimierender macht. Drum spielen sie in Winterthur, im Salzhaus (6. April). Der Winchester Club aus England eröffnet den Abend instrumental. Auf der anderen Seite der Winterthurer Gleise, im Kraftfeld, gehts auch ländlich, aber um einiges schwereloser als bei den amerikanischen gegen den Mais anflüsternden Landeiern zu und her. Wobei, stop, **Dew** und **4th Time Around** (4. April) kommen aus Basel und nicht aus Untergaggern. Dew nahm Ende Oktober 2006 zuammen mit dem Produzenten Larry Crane (Elliott Smith, Cat Power, the Go-Betweens, The Decemberists, Jenny Lewis) ihr Debüt auf. Und wie eine bodenständige Cat Power tönt sie auch. Wärmer und einlullender, richtiggehend tröstend, sollte man sich mal in einem Minnesotaner Kornfeld verlaufen. 4th Time Around gewannen 2004 den Wettbewerb am Basler Musikfest Bscene. Ab und an hauen die vier Basler ins Banjo – der Wechsel von Square-Dance- zu Totengräberstimmung ist aber abrupt: Cowboyhut und Nastuch mitnehmen. Beide Bands sind todsicher eine Entdeckung zwischen Hunger und Happy, Stern und Ast.

Ruppiger gehts (zumindest live) bei **22 Pistepirkko** aus Finnland im Palace zu und her (2. April). Die beiden Brüder Asko und P-K Keränen begannen zusammen mit Freund Espe Haverinen als Matti Mätä & SS im nordfinnischen Utajärvi zu lärmen. Viel Sonne werden sie dort nicht gesehen haben. Das war 1980 und die «22 Marienkäfer» sangen noch finnisch. Bald zogen die drei zusammen mit ihrem kruden Humor eine Ahnung Richtung Süden, nach Helsinki, und bringen ihre erste englische Platte raus: «The Kings Of Hongkong». Immer wieder sagen alle, diese Finnen würden spinnen. Und dann sind ihre Platten dermassen poppig und alles andere als durchgeknallt (vordergründig zumindest). Live siehts dann wieder völlig anders aus. So. Und nach dem Ausflippen wird es wieder ein bisschen ruhiger: Am 18. April macht im Spielboden Dornbirn die Sit-Down-And-Sing-Tour halt und schliesst diesen hippieesken Reigen. Mit dabei sind in diesem Jahr **Rosie Thomas** aus Seattle mit ihrem feenhaften Gesang. Auch dabei ist der Schwede **Nicolai Dunger**. Der muss Vergleichen mit Bonnie ‹Prince› Billy und Van Morrison stand halten. Der dritte im Bunde ist **Josh Ottum**, auch aus Seattle. Das schreibt die Spex über ihn: «Aus Seattle sind wir ja eher andere, schwerere Töne gewöhnt ... oh wie schön schwappt da dieses Kleinod aus den Händen Josh Ottums über den großen Teich zu uns herüber, der mit seinen, wie Ping-Pong-Bälle auf- und abhüpfenden, blinkend polierten Pop-Perlen tatsächlich daherkommt, als wäre er die wahr gewordene Fusion aus Phoenix und Sufjan Stevens.» **(js)**

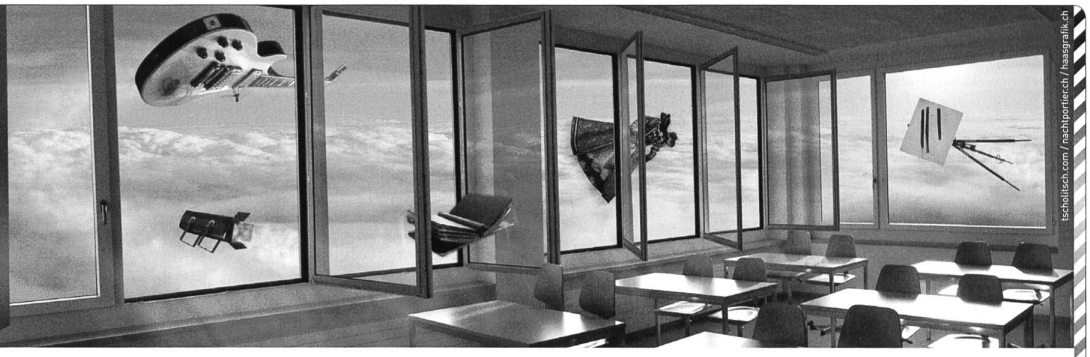
Mehr Infos: www.salzhaus.ch, www.krafttfeld.ch
www.palace.sg, www.spielboden.at

A WHISPER IN THE NOISE

Bilder: pd.

www.appenzellkulturell.ch

Kultur macht Schule



www.kulturmachtschule.ch

Der Erfolg gibt diesem Projekt Recht: Regelmässig nimmt mehr als ein Drittel aller Aargauer Schüler/-innen an «Kultur macht Schule» teil. Dadurch gelangen sie mitten hinein: In den Orchestergraben, in die Lesung und den Literatur-Workshop, ins Atelier, in den Filmsaal und auf, vor und hinter die Bühne. Warum? Weil kulturelle Einsichten die Aussichten erhöhen. Informationen: www.kulturmachtschule.ch

KANTON AARGAU

Musikakademie St.Gallen

Kirchenmusik Klassik Jazz

klubschule

MIGROS

Jazzschule St.Gallen

Musikausbildung Jazz – Vollzeitstudium
Anmeldeschluss: Mai – Aufnahmeprüfungen: Juni – Studienbeginn: September

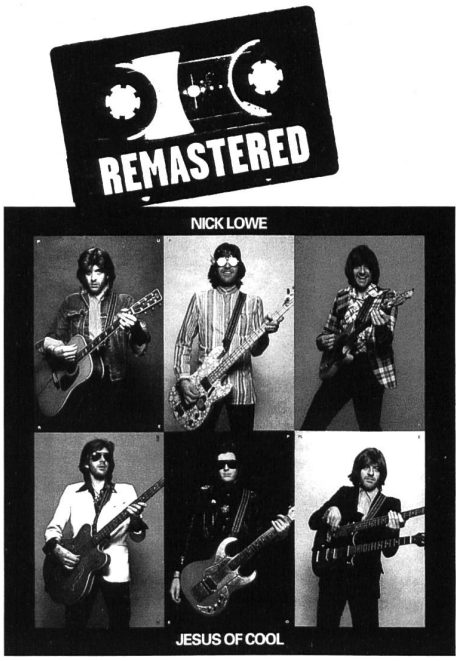
Musikalische Grundschule DAS – Berufsbegleitende Weiterbildung für Primar-, Kindergarten-, Instrumental- und Gesangslehrpersonen (Kooperation PHSG und Musikakademie)
Anmeldeschluss: April – Aufnahmeprüfungen: Mai – Studienbeginn: September

Vorbereitung Musikstudium Jazz und Musikalische Grundschule – Vorkurse

Weitere Ausbildungen der Musikakademie St.Gallen
Kirchenmusik C- und B-Diplom (Orgel/Chorleitung/populäre Musik)

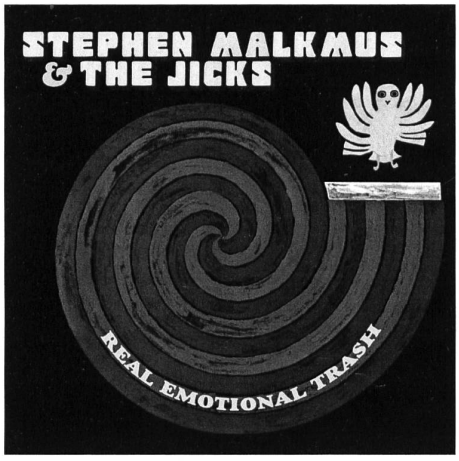
Beratung und Anmeldung
Musik & Kultur Klubschule Migros
Bahnhofplatz 2, 9001 St. Gallen
Tel. 071 228 16 00, musik.kultur@gmos.ch

www.musikakademie.ch



NICK LOWE. Erinnerungsbild: 18-jährig und mit den üblichen Flausen im Kopf im Plattenladen des Vertrauens stehend, zwischen schwarz-weissen Fanzines und Vinylplatten, Singles und T-Shirts. Aus den Boxen dröhnt das berühmte Debüt der Clash. Dreissig Jahre später halte ich eine edle Aufklapp-CD von Nick Lowes Einstandsalbum in den Händen. Inzwischen wurde Vinyl tausend Mal totgesagt. Der Compact-Disc droht nun dasselbe. Ausgerechnet das feine, ambitiöse Label RecRec, das im Sommer den CD-Vertrieb bedauerlicherweise einstellen wird, veröffentlicht zum Jubiläum von «Jesus Of Cool» (1978) eine Neuauflage dieses schillernden Kompendiums des New Wave. Die ausgeleierte MC (ebenfalls totgesagt) davon geht nun endgültig ins Museum, denn es gibt Gründe genug, sich auch im Jahr 2008 Nick Lowes betörende Mini-Meisterwerke wie «Little Hitler» und «Marie Provost» oder seinen grössten Charts-Hit «I Love The Sound Of Breaking Glass» anzuhören. Und seinen herzerfrischenden sarkastischen Humor zu entdecken. Lowes Musik hatte sich schon immer aus klassischen Quellen gespeist: den «twangy» Instrumentalriffs des Fifties-Rock'n'Roll, den schnörkellosen Drei-Akkord-Strukturen des klassischen Pop und nicht zuletzt aus seiner heimlichen Liebe zur amerikanischen Countrymusik. Natürlich kommt auch diese Reissue nicht ohne Bonustracks aus. Doch der Hausproduzent des legendären Stiff-Labels – das so coole Typen wie Joe Strummer, Graham Parker, Ian Dury oder Wreckless Eric rekrutierte – enttäuscht auch in diesen Nummern (fast) nie. Ob «Jesus Of Cool» tatsächlich eine «Antwort auf das ‹Weisse Album› der Beatles» war, wie ein Kritiker damals schrieb, sei dahin gestellt. Sicher war es «Pure Pop For Power People» (so der auch nicht uncoole US-Titel des Albums). Und ja: 1978. Schön war die Zeit!

René Sieber, Autor und Pop-Aficionado.



STEPHEN MALKMUS & THE JICKS. Kaum ein anderer Begriff in der Musikszene ist so abgelutscht und zur austauschbaren Kategorisierung degradiert worden wie das Wort «Indie». Dennoch verleiht Presswerk Stephen Malkmus den Adelstitel ‹Indie-König›. Denn als Pavement ihre unvergleichlichen Alben aufnahmen, galt dieser Begriff noch was. Und allenfalls noch J. Mascis (Dinosaur Jr.) und Evan Dando (The Lemonheads) konnten in künstlerischer Hinsicht mit dem Ex-Geschichtsstudenten konkurrieren. Der 41-jährige Stephen Malkmus, der von sich behauptet, er sei schon zu Zeiten von Pavement zu alt gewesen, um selbst ein echter Slacker zu sein, bringt mit «Real Emotional Trash» ein erstaunlich jugendliches Album in die Läden. In nur zwei Wochen in einem Landhaus in Montana aufgenommen, sprüht es vor Spiellust und klingt dementsprechend entfesselt. Die nonchalant hingeworfenen Vocals samt gewohnt hermetischen Wortspielen dienen als gewohnte Erkennungszeichen, nicht nur im Krimi-Drama «Hopscotch Willie» oder in der Männlichkeits-Satire «Baltimore». Geradezu gigantisch kommt das zehnminütige Titelstück mit einem Gewirr von Tempowechseln daher. Dieses für Malkmus-Verhältnisse harte, noisige Album ist immer dann am spannendsten, wenn die Soli einbrechen und leisen Zwischentönen Platz machen. Da und dort wären weniger Gitarrenwände mehr gewesen. Das jedoch ist eine kleinliche Kritik an einem ansonst superben Album. Dennoch: So schön ein Werk von Malkmus auch immer wird und einen mehr oder weniger glücklich macht, es tröstet doch nie ganz über die Lücke hinweg, die Pavement hinterlassen haben. Doch Kopf hoch: die alte ‹Indie-Fahne› hochhalten und auf die nächste Platte der Silver Jews warten.

HERCULES AND LOVE AFFAIR. Wetten, dass diese Platte in allen (Gay-)Discos auf Heavy Rotation laufen wird?! Wer nur schon die ersten Rhythmen des selbstbetitelten Debüts «Hercules And Love Affair» (Emi) hört, kann unmöglich behaupten, diese ach so groovig entspannten Housebeats liessen ihn kalt. Wieder müssen die überzitierten achtziger Jahre dran glauben. Oder die späten Siebziger. Produzent Andrew Butler wird spätestens mit diesem Wurf keine unbekannte Grösse mehr sein. Und Labelchef sowie LCD-Soundsystemer Tim Goldsworthy wollte auch nicht hinten anstehen. Butler lud seine Freunde Nomi aus dem CocoRosie/Debbie-Harry-Umfeld, den Ausnahme-Sänger Antony Hegarty (Antony & The Johnsons) sowie die Schmuckdesignerin Kim Ann Foxman als Gastsänger ins Studio. Und nach dem Motto «Zusammen sind wir stark» schufen sie ein süchtig machendes ‹Hurengebräu› aus Italo-Disco, Kraftwerk-Elektronik, Chicago House, Postpunk und noch mehr Disco. Luftige und selten überladene, mit viel Liebe zum Detail gebaute Tracks sind es, die eine Stimmung aufkommen lassen, als würde man über Wiesen tanzen. Tatsächlich aber stehen wir schwitzend auf der Tanzfläche, und Anthony Hegarty, dieses Wunderkind, gibt alles, um aus einer ruppigen Disconummer eine Hymne zu meisseln. Wie er das nur hinkriegt, fragen wir uns, als bereits die nächsten Bassläufe aus den Boxen schallen. Am besten für ein paar Minuten den Kopf abschalten, den Lautstärkeregler aufdrehen und abtanzen. Ein dickes Rhodes und gewaltige Streicher katapultieren einen dann wieder zurück ins funkige New York, auf halbem Weg zum Hip-Hop oder Pop. Und die Bläser auf dieser Platte nicht vergessen! Die sind phantastisch. Eine «Coda» stehen. Ist doch Ehrensache.

SIEBERS APRIL-PODESTLI:

{1} **Elvis Costello And The Attractions** Armed Forces (1979)
{2} **Hercules And Love Affair** Hercules And Love Affair
{3} **Eels** Blinking Lights And Other Revelations (2005)
{4} **Nick Lowe** Jesus Of Cool (1978)
{5} **Stephen Malkmus & The Jicks** Real Emotional Trash
{6} **David Byrne** Rei Momo (1989)
{7} **D'Angelo** Voodoo (2000)
{8} **Gnarls Barkley** St.Elsewhere (2006)
{9} **Adam Green** Jacket Full Of Danger (2006)

APPENZELL

SCHREIBSTAU KOCHSTAU

von Carol Forster aus Appenzell

Über Nacht hats nochmals alles zugeschneit. Fast dreissig Zentimeter Schnee zum Wegschaufeln nach dem Frühstück. Holz holen und Feuer machen. Der Laptop steht aufgeklappt auf dem Küchentisch. Mein freier Tag. Kurz vor Mittag muss ich nochmals in den Laden. Einer aus Zürich kommt, um unseren Pausenraum zu fotografieren und später darüber zu schreiben, im Schweizerischen Buchhandelsblatt. Der Mann schreibt nicht nur. Er muss um drei schon wieder in Zürich sein, um Lebensmittel einzukaufen. Er betreibt ein Esslokal und kocht. Genau, kochen muss ich dann auch noch. Einkaufen und ab nachhause. Und die nächsten Tage bin ich vor allen Dingen nicht hier. Morgen zur Weiterbildung weg, dann zwei Tage arbeiten. Am Sonntag dann ab in die Westschweiz, Freunde besuchen und Geschäftliches besprechen. Gut, dass ich das verbinden kann. Mein Sohn ist alt genug, um allein zurechtzukommen.

Die Termine folgen Schlag auf Schlag, und dann steht da eben dieser Laptop. Ich weiss genau, ich muss den Saitentext schreiben, und zwar heute noch. Seit Stunden sitze ich in der Küche und mir scheint, der Schnee hat auch in meinem Kopf alles zugedeckt, eingepackt. Es kommt nichts rein, und es geht nichts raus. Ich habe ein feines Essen im Ofen. Aus schlechtem Gewissen. Denn mein Sohn hat mir letzthin auf meine Äusserung, dass mir in Kochdingen nichts Originelles mehr einfallen will, gesagt, er sei froh, dass ich überhaupt noch hin und wieder etwas Warmes auf den Tisch stelle. Das hat gesessen. Und ich gebe mir wieder mehr Mühe. Wir wollen ja gesund leben. Jetzt hat er wenigstens heute Abend ein leckeres italienisches Essen zum Aufwärmen. Aus dem Kinderhortalter ist der junge Mann ja längst raus. Da war er gut aufgehoben und mein Gewissen rein.

Gestern las ich in der Zeitung, dass es in Herisau in Sachen Kleinkinderbetreuung eine Novität gebe. Eine ältere Frau, sie hat die Siebzig überschritten, besucht mindestens einmal in der Woche den Kinderhort und ist dann ganz für die Kleinen da. Sei es, um mit ihnen zu spielen, zu basteln oder mit den Grösseren Aufgaben zu machen. Das Omi-Projekt. Die Omi heisst Omi Lotti – und ist meine Mutter. Ich finde die Idee fantastisch und habe Mutter sofort angerufen und ihr zu ihrem Engagement gratuliert. Vielleicht kümmert sie sich immer noch so gerne um Kinder, weil wir damals Schlüsselkinder waren. Uns hat das sehr gefallen. Mutter musste arbeiten, und wir wurden zwangsläufig selbständig. Dasselbe wiederholt sich jetzt mit meinem Sohn, und vielleicht schwinge ich in fortgeschrittenem Alter ja den Kochlöffel in einer Kindertagesstätte. Dieser Gedanke stimmt mich versöhnlich. Ich nehme das Essen aus dem Ofen, schreibe einen Zettel für meinen Sohnemann, mach mich auf den Weg, und den Saitentext habe ich auch geschafft.

Carol Forster, 1961, führt den Bücherladen in Appenzell.

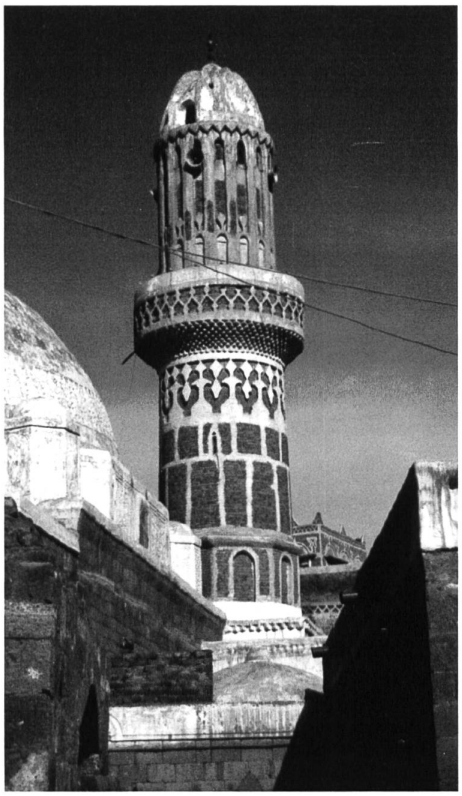
VORARLBERG/RHEINTAL

LESERBRIEFHAGEL AUF MOSCHEEN

von Kurt Bracharz aus Bregenz

Der direkte Vergleich fehlt mir zwar, aber ich glaube, dass auf den Leserbriefseiten von Vorarlberger Zeitungen – und nicht nur in den Gratisblättern – der Anteil von Beiträgen aus Sonderkirchen, Sekten und Splitterparteien höher ist als anderswo. Es sind mir jedenfalls sonst noch nirgends, wo auch immer ich ein Lokalblatt zur Hand genommen habe, seitenlange Auseinandersetzungen zwischen Jehovas Zeugen, Neo-Evangelikalen und «Neuen Heiden» begegnet. Immer gespickt mit Bibelzitaten und stets ohne expliziten Hinweis auf den Hintergrund des Schreibers bzw. der Schreiberin.

Hinzu kommen seit einiger Zeit die Ergüsse des Zirkels der nicht-muslimischen Koranzitierer, die selbstverständlich weder Arabisch noch Türkisch (und oft auch nicht richtig Deutsch) können, aber alle ihren Udo Ulfkotte («Der Krieg in unseren Städten») gelesen oder wenigstens überflogen haben. Manche von ihnen verwechseln alles mit allem, aber auch sie werden von den Zeitungen kommentarlos abgedruckt. Zum Beispiel jener, der «einige Präzisierungen» anbringen will und dann von einem «wirksamen Schritt gegen die Errichtung von Moscheen und islamischen Kultstätten» schreibt, womit er jene Veränderung der Bauordnung meint, die Minarette verhindern soll.



Für solche Bauten ist die Vorarlberger Architektur nicht bekannt. Bild: pd.

In Deutschland und in der Schweiz hat es sich schon ein bisschen herumgesprochen, dass Moscheen keine Sakralbauten wie christliche Kirchen sind, sondern soziale Versammlungsorte, wo man sich zu Gebet und Geschäften zusammenfindet, und dass darüber hinaus Minarette kein unerlässlicher Bestandteil davon sind – auch nicht von den grösseren Freitagsmoscheen, in denen an diesem Wochentag gepredigt wird. (Weshalb es bei der Verhinderung von Minaretten auch nicht um Religionsfreiheit geht. Seinen fünf grundlegenden religiösen Pflichten kann jeder Muslim durchaus ohne Minarett nachgehen.)

In Kärnten hat der Landeshauptmann und alte Gaddafi-Spezi Jörg Haider, der sich im arabischen Fernsehen mit einem Falken auf der Schulter zeigte und sich auch schon mit muslimischer Gebetskette in der Hand fotografieren liess, ein explizites Bauverbot für Minarette zustande gebracht. In Vorarlberg hat die in der Landesregierung vertretene Ex-Haider-Partei FPÖ Druck gemacht und der Landeshauptmann (ÖVP) reagierte flink darauf: Das Raumplanungsgesetz ist in einem ungewöhnlich zügigen Verfahren hinsichtlich «publikumswirksamer Veranstaltungsstätten» geändert worden. Wörter wie «Moschee» oder «Minarett» kommen darin nach wie vor gar nicht vor und man hält sich für mächtig schlau, das Problem derart elegant gelöst zu haben. Die Leserbriefschreiber der FPÖ werfen jetzt dem Landeshauptmann vor, sich ihren Erfolg unter den Nagel gerissen zu haben. Man kann den Ärger einer Partei, die ausser ihrer Anti-Islam-Kampagne nichts zu bieten hat, verstehen.

Was man nicht verstehen kann, ist das Getue (nicht nur) der Provinzpolitiker, als sei mit der Änderung des Raumplanungsgesetzes tatsächlich irgend ein reales Problem gelöst worden, als würde man damit die Grauen Wölfe los und verärgere die Aleviten nicht. Um die Ästhetik – Minarette seien «ortsfremd» und passten nicht ins Ortsbild – ist es in Wirklichkeit ja nie gegangen. Wie so oft, schlug man den Sack und meinte den Esel, zeigt sich aber höchst befriedigt, dass man den Sack so gut getroffen hat.

Kurt Bracharz, 1947, arbeitet als Schriftsteller, Kolumnist und Übersetzer in Bregenz.

Die Übermittlung dieses Bildes hat geklappt, es war kein Herbstzeitlosen-Blatt dabei. Bild: Kathrin Fahrni

THURGAU

BÄRLAUCH-NERVENKITZEL

von Kathrin Fahrni aus Frauenfeld

Den einen oder anderen schrägen Blick haben die beiden älteren Herren mit ihrem Traktor und der Spaltmaschine für die Frau schon übrig, wie sie durch den Thurwald streift und sich immer wieder bückt. Pilze sind keine da, aber eine andere Kostbarkeit des nahenden Frühlings präsentiert die Natur: Bärlauch. Der kleine Grüne drängt sich zwischen dem Herbstlaub der Thur-Auen hoch. Es ist Zeit für das erste Bärlauch-Pesto. Fuchsbandwurm! Verwechslungsgefahr!, mag es klingeln. Um ersteres zu vermeiden, versetzt man sich am besten in einen Fuchs: Wo würde ich als Fuchs keinen Haufen setzen? Füchse markieren bevorzugt erhöhte Stellen oder Kreuzungen der Wildwechsel. Also pflückt man den Lauch, der an unauffälliger Stelle wächst – wo kein Fuchs innehalten würde. Und nimmt die kleineren Blätter, da diese weniger lang Zeit hatten, von einem Fuchs beehrt zu werden.

Es stinkt nach Knoblauch. Ein gutes Zeichen, weil ein Bärlauch-Zeichen. Die giftige Herbstzeitlose, mit der man den Lauch verwechseln könnte, riecht nämlich nach nichts. Für einen Bärlauch-Transport im Auto empfiehlt es sich also, ein verschliessbares Behältnis zu wählen. Der Geruch haftet hartnäckig und lässt sich nur schwer vertreiben. Aber eben: ein gutes Zeichen weil ein Bärlauch-Zeichen. Zuhause wäscht man die Blätter, und weil der Fuchsbandwurm mit seinen mikroskopisch kleinen Eiern nicht ganz ausgeschlossen werden kann, tut man dies gründlich. Obwohl das Waschen nicht viel nütze, meinen Experten. Zum Glück hat der menschliche Magen unerwünschten Keimen seine Säure entgegenzusetzen.

Zusammen mit reichlich Olivenöl und ein, zwei Knoblauchzehen, Parmesan, Salz und Pfeffer wird der Bärlauch nun püriert. Zuvor sollte man ihn in Streifen schneiden, um die zähen Längsfasern zu verkleinern. Als Pesto auf Spaghetti gegessen, entschädigt die Freude am Selbstgepflückten und Selbstgemachten für den durchdringenden Knoblauch-Mief im Haus und denselben Geruch an den Fingern, der sich nur mit Zitrone entfernen lässt. Und das beste am Pesto: Ein winziger Nervenkitzel bleibt bis zum letzten Bissen. War doch ein Herbstzeitlosen-Blatt dabei?

Kathrin Fahrni, 1975, ist Redaktorin bei der Thurgauer Zeitung.

TOGGENBURG

TO BRAND OR NOT TO BRAND

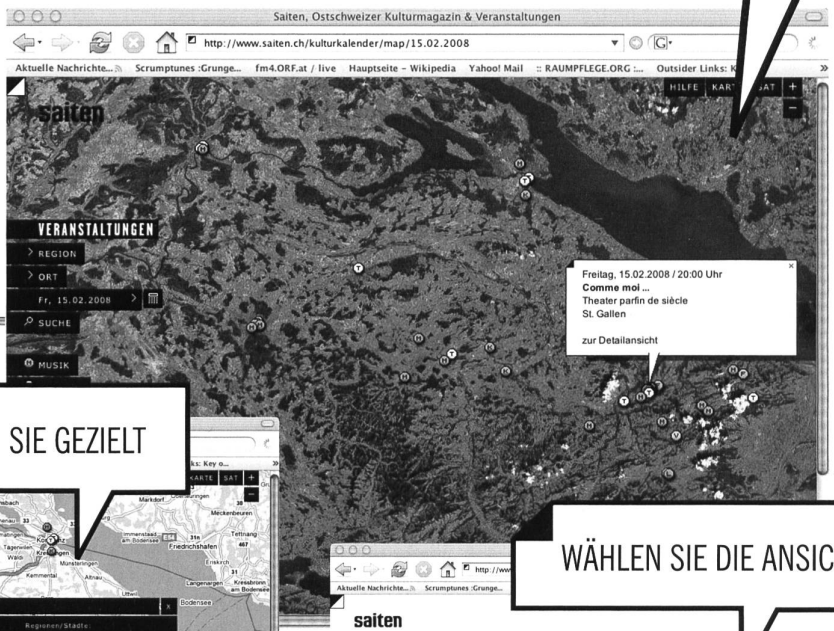
von Andreas Roth aus Wildhaus

Meine zwei Tätigkeiten im Toggenburg haben mit Sponsoring zu tun. Bei Snowland.ch suche ich während des Sommers die Geldgeber für den Winter. Meine OK-Tätigkeit für das internationale «Naturstimmen Festival Toggenburg» bringt nun auch eine winterliche Partnersuche mit sich. Nicht auf die Jahreszeit kommt es natürlich an. Sondern auf das Bewusstsein, in welchem Segment man sich bewegt. So konnte ich bei der Sponsorensuche feststellen, dass sich Sport- und Kultursponsoring wesentlich voneinander unterscheiden. Doch fangen wir bei den Gemeinsamkeiten an: Im Sport wie auch in der Kultur gilt meist das Prinzip der Gegenseitigkeit, neudeutsch auch «Win-Win-Situation» genannt. Der Sponsor liefert Geld, Material und Kommunikation und erhält im Gegenzug Markenpräsenz und kostenlose Gegenleistungen wie zum Beispiel VIP-Einladungen. Beide Parteien haben einen Nutzen. Spannend ist nun, wie unterschiedlich im Sport und in der Kultur dieser Nutzen erzielt werden will. In der Sportbranche, im Snowboarden ganz speziell, ist das Platzieren von Markenlogos eine Selbstverständlichkeit. Seit den Anfängen der Sportart fördern die Hersteller die Fahrer, Veranstaltungen und Magazine. Sie sind selber Teil der Szene und treten entsprechend offensiv auf, um (über-)

Wer die wohl gesponsert hat?: Naturstimmen-Sänger letztes Jahr in Wildhaus. Bild: Stephan K. Haller

WIE DIE WANDERMAUS ZUM TANZBÄR WIRD.
DER NEUE KULTURKALENDER IM INTERNET.

WWW.SAITEN.CH



SUCHEN SIE GEZIELT

WÄHLEN SIE DIE ANSICHT

WÄHLEN SIE DEN ORT

NEU MIT ARCHIV 1994 BIS 2008

deutlich wahrgenommen zu werden. Wenn also bei unseren Snowboard-Events im Wildhauser Funpark 15 Sponsorenfahnen im Gelände stehen, wirkt dies eher professionell denn übertrieben. Mit vielen Marken vor Ort kann der Veranstalter in dieser Szene beweisen, dass er ein gutes Produkt hat.
Natürlich will auch ein Sponsor bei einem Kulturevent eine gewisse Logo-Präsenz erzielen. Deshalb werden sie im Vorfeld auf Werbemittel, Inserate und Billete gedruckt. Vor Ort ist jedoch zu starkes «Branden», also Präsentieren der Marke, verpönt. Weder Sponsor, Veranstalter noch Publikum möchten von Firmenlogos links und rechts der Konzertbühne abgelenkt werden. Deshalb war ich im ersten Moment erstaunt, als unsere Sponsorenmappe für das Naturstimmen-Festival auf den Tisch kam. Für viel Geld gibt es wenige Präsenzmöglichkeiten vor Ort. «Schmörzelig» nannte ein Sponsor die angebotenen Gegenleistungen. Engagiert hat er sich dennoch mit einem fünfstelligen Betrag. Kultursponsoring funktioniert auf einer subtileren Ebene.
Noch bemerkenswerter sind die Mäzene, die nicht genannt werden wollen. So staunte ich nicht schlecht, dass die potenziellen Partner auf dem Antwortformular wählen konnten, ob sie genannt werden möchten oder nicht. Sponsoring ohne Nennung und Gegenleistung: Das gibt es wohl nur in der Kultur. Im stark beflaggten Sportsponsoring auf jeden Fall ist es fast undenkbar (sofern man Gigi Oeri vom FCB ausklammert). Überspitzt könnte der Unterschied zwischen Sport- und Kultursponsoring mit einem Shakespearschen Zitat auf den Punkt gebracht werden: To brand or not to brand – das ist hier die Frage.

Andreas Roth, 1983, lebt in Wildhaus und arbeitet als Leiter des Tourismusanbieters «Snowland.ch» und ist OK-Präsident des Naturstimmen Festivals Toggenburg.

Naturstimmen Festival Toggenburg, 30. April bis 12. Mai.
Mehr Infos: www.klangwelt.ch

WINTERTHUR

DIE LIEBE ZUM QUARTIER

von Manuel Lehmann aus Winterthur

Es sei frech, hiess es: Die Kolumne aus Winterthur wird von einem Bündner geschrieben, der in Zürich wohnt. Anfang April wird alles besser. Ich ziehe nach Winterthur. Korrekter: Winterthur Töss. Denn der Winterthurer wohnt in Seen, Wülflingen, Oberi oder Töss. Wenn er von der Stadt spricht, meint er damit das Zentrum von Winterthur. In seiner Wahrnehmung wohnt er also nicht in der Stadt. Diese Seltsamkeit ist damit erklärbar, dass es

Unser Winterthur-Schreiber wird endlich Winterthurer und gibt auch gleich seine Adresse bekannt. Bild: Manuel Lehmann

sich bei den Winterthurer Stadtteilen um ehemals eigenständige Dörfer handelt. Sie haben auch heute noch ein eigenes, erkennbares Zentrum.
Während Seen und Wülflingen noch ländlichen Charakter haben, ist Töss stark von der Industrie geprägt. Areale von Sulzer, Rieter, Gebäude von kleineren Industrieunternehmen, das städtische Gaswerk, die Nutzung des Flusses Töss, viele Bahngeleise und zwischendurch immer wieder Wohnhäuser, vor allem Arbeiterhäuser. Töss gehört erst seit 1922 zu Winterthur und ist im Umbruch, da die Industrie zu einem grossen Teil weggezogen ist. Es bietet günstigen Wohnraum, und ich finde es sehr reizvoll mit seinen Arbeiterhäusern mit den Vorgärten. Töss ist laut einer Studie aber ein Problemquartier. Diese Studie erachtet wohl einen hohen Ausländeranteil als problematisch und liegt damit im Zeitgeist. Wenn man auf der stark befahrenen Zürcherstrasse Richtung Zentrum Winterthur fährt, durchquert man das von der Strasse geteilte Quartier. Gespannt bin ich persönlich auf die sehr aktiven Quartiervereine. Dank ihres starken Engagements wurde aus dem Bahnhofgebäude kürzlich ein Quartierzentrum. Die Tössemer würden zudem die Zürcherstrasse im Zentrum von Töss gern auf einer Länge von 300 Metern in den Untergrund verbannen.
Das Sulzerareal liegt zwischen Töss und der Stadtmitte, und auf dem Sulzerareal liegt der Lagerplatz. Mein Arbeitsort Kraftfeld befindet sich hier, und viele unserer Mitarbeiter wohnen in Töss. Mit dem «ArealVerein Lagerplatz» sind wir in Kontakt mit Quartiervereinen aus Töss. Einer dieser Vereine hatte kürzlich Vertreter der Kamata Development an seine Generalversammlung geladen. Diese haben auf dem Sulzerareal zwei Projekte in Planung: Einerseits im so genannten Kesselhaus gleich beim Bahnhof ein Shopping- und Entertainment-Center. Entertainment meint in diesem Fall vor allem Kino – vielleicht kommt dadurch ja sogar Bewegung in Winterthurs Kinolandschaft. Das zweite Projekt, ein Einkaufszentrum, wird von den Quartierbewohnern gar nicht geliebt, wie den zahlreichen Statements zu entnehmen war. Es soll ausgerechnet dort an der Zürcherstrasse zu stehen kommen, wo bereits McDonalds und Ibis nicht gerade wohlige Atmosphäre aufkommen lassen.
Der Mensch, zumindest in Töss (vermutlich aber auch anderswo), hat sehr wohl eine Meinung, was seinem Quartier gut tut und was nicht. Der anhaltende wirtschaftliche Wachstums- und Investitionsdruck sorgt dafür, dass es vielfach anders kommt.

Manuel Lehmann, 1974, ist Veranstalter im Kraftfeld Winterthur und Vorstandsmitglied im «ArealVerein Lagerplatz».